

## Rezensionen

---

ULRICH AMMON / DIRK KEMPER (Hg.): Die deutsche Sprache in Russland. Geschichte, Gegenwart, Zukunftsperspektiven, von DIETER STELLMACHER.....	189
LIESELOTTE ANDERWALD (Hg.): Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit? (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft. 3), von DIETER STELLMACHER.....	190
GERHARD AUGST: Dialektwörterbuch der Verbandsgemeinde Altenkirchen – Dialektwörterbuch der Verbandsgemeinde Flammersfeld – Dialektwörterbuch der Verbandsgemeinde Hachenburg, von FRIEDHELM DEBUS.....	192
SANDRA BOSCO / MARCELLA COSTA / LUDWIG M. EICHINGER: Deutsch – Italienisch: Sprachvergleiche/Tedesco – Italiano: confronti linguistici (Germanistische Bibliothek. 40), von STEFAN RABANUS.....	195
SANDRA ELLENA: Die Rolle der norditalienischen Varietäten in der „Questione della lingua“. Eine diachrone Untersuchung zu Sprachbewusstsein, Sprachwissen und Sprachbewertung (Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie. 357), von STEFAN RABANUS.....	198
HILKE ELSÉN: Grundzüge der Morphologie des Deutschen (De Gruyter Studium), von PETER O. MÜLLER.....	201
STEPHAN ELSPASS / MICHAELA NEGELE (Hg.): Sprachvariation und Sprachwandel in der Stadt der Frühen Neuzeit (Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik/Germanistik. 38), von INGRID SCHRÖDER.....	203
CLAUS EHRHARDT / HANS JÜRGEN HERINGER: Pragmatik (LIBAC – Linguistik für Bachelor), von SVEN STAFFELDT.....	205
LIVIO GAETA / BARBARA SCHLÜCKER (Hg.): Das Deutsche als kompositionsfreudige Sprache. Strukturelle Eigenschaften und systembezogene Aspekte (Linguistik – Impulse & Tendenzen. 46), von HILKE ELSÉN.....	207
ANNE-KATHRIN GÄRTIG / ALBRECHT PLEWNIA / ASTRID ROTHE: Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen (amades. Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache. 40), von MEIKE GLAWE.....	209
RAINER HÜNECKE / KARLHEINZ JAKOB: Die obersächsische Sprachlandschaft in Geschichte und Gegenwart (Sprache – Literatur und Geschichte. 42), von JOHANNES ERBEN.....	210
ELISABETH KNIFE-KOMLÓSI: Wandel im Wortschatz der Minderheitensprache. Am Beispiel des Deutschen in Ungarn (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 145), von JULIA HAUSSMANN.....	213
CHRISTIAN KOLLMANN: Grammatik der Mundart von Laurein. Eine Laut- und Formlehre aus synchroner, diachroner und kontrastiver Sicht (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 147), von PETER WIESINGER.....	215
ALFRED LAMELI / ROLAND KEHREIN / STEFAN RABANUS (eds.): Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Volume 2: Language Mapping (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Bd. 30.2), von HERMANN NIEBAUM.....	219
ALEXANDRA LEITNER / ANNA PINTER: Früher Spracherwerb in der Migration (Studia Interdisziplinaria Aenipontana. 14), von KRISTINA EDEL.....	221
ANKE LEVIN-STEINMANN: Studien zur Grammatikalisierung (Schriftenreihe Philologia. Sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse. 143), von RENATA SZCZEPANIAK.....	223
ADRIANO MURELLI: Relative Constructions in European Non-Standard Varieties (Empirical Approaches to Language Typology [EALT]. 50), von GISELA ZIFONUN.....	225
MICHAELA NEGELE: Varianten der Pronominaladverbien im Neuhochdeutschen. Grammatische und soziolinguistische Untersuchungen (Studia Linguistica Germanica. 108), von MATHILDE HENNIG.....	227
BEATRICE PRIMUS: Semantische Rollen (KEGLI – Kurze Einführung in die germanistische Linguistik. 12), von CHRISTA DÜRSCHIED.....	230
MICHAEL T. PUTNAM (Hg.): Studies on German-Language Islands (Studies in Language Companion Series [SLCS]. 123), von JAN WIRRRER.....	232

<u>WOLF-ARMIN FREIHERR VON REITZENSTEIN</u> (Hg.): Flurnamen, Straßennamen. Jahrespreis 2006, 2007, 2008 der „Henning-Kaufmann-Stiftung zur Förderung der deutschen Namenforschung auf sprachgeschichtlicher Grundlage“, von <u>VOLKER KOHLHEIM</u> .....	234
<u>KERSTEN SVEN ROTH / CHRISTA DÜRSCHIED</u> (Hg.): Wahl der Wörter – Wahl der Waffen? Sprache und Politik in der Schweiz (Sprache – Politik – Gesellschaft. 4), von <u>NOAH BUBENHOFER</u> .....	235
<u>CORDULA SCHWARZE</u> : Formen und Funktionen von Topoi im Gespräch (Hallesche Schriften zur Sprachwissenschaft und Phonetik. 32), von <u>FRIEDERIKE BAUM</u> .....	237
<u>HELGE SKIRL</u> : Emergenz als Phänomen der Semantik am Beispiel des Metaphern- verstehens. Emergente konzeptuelle Merkmale an der Schnittstelle von Semantik und Pragmatik (Tübinger Beiträge zur Linguistik. 515), von <u>ALEXANDER ZIEM</u> .....	240
<u>HEIKE WIESE</u> : Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht (beck'sche reihe. 6034), von <u>NILS BAHLO</u> .....	241
<u>WOLFGANG WILDGEN</u> : Die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts. Versuch einer Bilanz, von <u>KLAAS-HINRICH EHLERS</u> .....	244
<u>SONJA ZEMAN</u> : Tempus und „Mündlichkeit“ im Mittelhochdeutschen. Zur Interdepen- denz grammatischer Perspektivsetzung und „Historischer Mündlichkeit“ im mittel- hochdeutschen Tempussystem (Studia Linguistica Germanica. 102), von <u>HANNA FISCHER</u> .....	246
<u>ARNE ZIEGLER / ERIKA WINDBERGER-HEIDENKUMMER</u> (Hg.): Methoden der Namen- forschung. Methodologie, Methodik und Praxis, von <u>RUDOLF STEFFENS</u> .....	249

## Rezensionen

ULRICH AMMON / DIRK KEMPER (Hg.): Die deutsche Sprache in Russland. Geschichte, Gegenwart, Zukunftsperspektiven. München: Iudicium 2011. 428 S. € 60,-

Diese Veröffentlichung setzt die im Iudicium Verlag seit 1994 erschienenen Länderberichte zur internationalen Stellung der deutschen Sprache fort. 30 Autoren behandeln in 33 Beiträgen die Situation des Deutschen in Russland. Bei den im Untertitel genannten Zeitbezügen erfährt die Gegenwart die meiste Aufmerksamkeit, hier lassen sich die Autoren zu drei Bereichen aus: Institutionen deutscher Sprache und Zielrichtungen des Deutschlernens, Motive und Funktionen des Deutschlernens, Förderung der deutschen Sprache von deutscher und russischer Seite. Bei all dem ist bewusst zu halten, dass sowohl die Zahl Deutschsprechender als auch Deutschlernender in Russland immer noch beträchtlich ist: Etwa zwei Prozent der dort Lebenden spricht Deutsch, das sind circa zwei Millionen; die Zahl der Deutsch Lernenden und Studierenden wird mit 4,5 Millionen angegeben. Und schließlich ist noch mit etwa 500.000 Russlanddeutschen zu rechnen, die einen deutschen Dialekt beherrschen (in unterschiedlichen Ausbaustufen). Das ist insgesamt eine beeindruckende Repräsentation deutscher Sprache und Sprachkultur in dem riesigen osteuropäischen Land, dessen deutsch-russische Sprachkontakte bis in das frühe Mittelalter zurückreichen. In zwei Funktionsbereichen ist im Laufe der Geschichte Deutsch in Russland wichtig geworden: als Sprache der Bildung und der Gebildeten im 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in dialektaler Existenzform als Sprache zwischen 1764 und 1870 ins Land gerufener Siedler und ihrer Nachkommen.

Trotz solcher günstigen sprachgeschichtlichen Voraussetzungen verliert das Deutsche seit dem Ende des 20. Jahrhunderts zugunsten des Englischen immer mehr an Boden. Dies wird in verschiedenen Beiträgen thematisiert sowie den Ursachen und den Folgen nach beschrieben. Und dabei tritt eine Sprachsituation zutage, die linguistische Aufmerksamkeit verdient, nicht nur in Russland und in Deutschland, sondern überall, wo es um die Koineisierung nationaler Sprachen geht, um aktuelle Wirkungen des Wechselspiels von Standardisierung und Dialektisierung. Diese Dialektik wird zwar an keiner Stelle des Buches theoretisch behandelt, aber wer daran interessiert ist, findet in den Beiträgen dafür zahlreiche instruktive Beispiele. So wenn es etwa um den Ausdruck des Sprachwillens geht, in der Wirtschaft oder der auswärtigen Kulturpolitik, wo sich die russische Seite von der deutschen mehr Engagement für die deutsche Sprache erhoffen würde.

Dass der Sprachwille bei der Ausgestaltung von „Sprachkorpus-Politik“ und „Sprachstatus-Politik“ (U. AMMON) die entscheidende Rolle spielt, ist eine soziolinguistische Binsenweisheit. Sie an Ergebnissen verschiedener Umfragen und ihren Diskussionen sehr eindrucksvoll vorgestellt zu bekommen, ist ein großes Verdienst dieses Buches.

Wie sich in einer solchen Situation germanistische Dialektologie platziert, ist den Beiträgen von NINA BEREND („Die Aufnahme deutscher Siedler und die Bildung von Sprachinseln in Russland seit Katharina II“, S. 60–72) und VALENTINA DJATLOVA („Deutsch und Russisch als Sprachen der Russlanddeutschen heute“, S. 397–408) zu entnehmen. Die deutschen Dialekte als deutschmundartlich-russischstandardsprachliche Mischsprache zu bestimmen und zu beschreiben, so wie es VALENTINA DJATLOVA vorstellt, scheint der Weg zu sein, wie mit derartigen Sprachformen dialektologisch umzugehen ist. Ob sich daraus eine wohldefinierte (neue) deutsche Sprache beschreiben lässt – das „Russlanddeutsche“ – wird sich zeigen. Die russischen germanistischen Dialektologen haben hier ein Forschungsfeld erschlossen, das Aufmerksamkeit verdient.

Die Veröffentlichung stellt sich in einer ansprechenden äußeren Form dar. Lediglich einige Karten (S. 306–307) und Diagramme (S. 279–280) sind nicht gut lesbar. Die meisten Errata (Verschreibungen, Auslassungen) lassen sich aus dem Zusammenhang heraus korrigieren, auf Seite 91 muss es jedoch KPD (statt DKP) heißen. Auf Seite 252 sollte das korrekte standardsprachliche

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

Wort *vierzehntätiglich* (statt *-tätig*) heißen. Auf Seite 362 fehlt der Name nach „Professor“, er ist durch *Yudina* zu ergänzen.

Abschließend bleibt zu hoffen, dass die vielen in den unterschiedlichen Beiträgen vorgebrachten Anregungen zur Förderung der deutschen und der russischen Germanistik in unserer globalisierten Welt auf offene Ohren treffen – hier in Deutschland und dort in Russland.

Göttingen

DIETER STELLMACHER

LIESELOTTE ANDERWALD (Hg.): Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit? Frankfurt am Main: Peter Lang 2012. 235 S. (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft. 3). € 44,80

Den Organisatoren der Kieler Ringvorlesung vom Sommersemester 2010, deren Beiträge der anzuzeigende Band versammelt, ist ein Sinn für zeitgeistige Aktualität nicht abzusprechen. Mythos, Stammescharakter, Volksseele – alle diese völkerpsychologischen Begrifflichkeiten sind in letzter Zeit von HERFRIED MÜNKLER (2009), THEA DORN / RICHARD WAGNER (2011), ANDREAS VONDERACH (2012) in dickleibigen Büchern aufgegriffen worden, auf Deutsch und mit Bezug auf die Deutschen und das Deutsche. In diesem Zusammenhang einmal „für einige ausgewählte Mythen, die sich auf das Gebiet der Sprache beziehen, konsequent herauszuarbeiten, worin der wahre Kern bestehen könnte“ (Vorwort, VIII), ist eine gut nachvollziehbare Aufgabe, weiß doch gerade der Dialektologe, wie sich um sein Forschungsobjekt das rankt, was als Mythos gelten kann: die legendäre Sachdarstellung und erzählte Gegebenheit im Gegensatz zur faktengestützten Beschreibung.

Dass es Sprachmythen überall gibt, in Bezug auf alle Sprachen und Sprachformen (zu einem Modell dieser Sprachformen siehe STELLMACHER [1981]), dem wird Rechnung getragen, indem nicht nur deutschen Sprachmythen nachgegangen wird, sondern auch englischen, lateinischen, romanischen, friesischen; nicht nur standardsprachlichen, sondern auch nichtstandardsprachlichen, rezenten und historischen, aufs Geschriebene bezogenen und aufs Gesprochene. Dieser anspruchsvolle Ansatz wird nach einem Vorwort der Herausgeberin in 13 Beiträgen verfolgt, zwölf in deutscher, einer in englischer Sprache. Nicht überraschend liegt der Schwerpunkt auf dem (Hoch-)Deutschen, drei Beiträge sind dem Englisch-Amerikanischen gewidmet, drei weitere dem Lateinischen und Romanischen, je einer deutschen Dialekten und dem Friesischen.

Als aufs Deutsche gerichtete Sprachmythen werden behandelt: der Sprachverfall durch mangelnde Sprachloyalität und Gleichgültigkeit gegenüber gesetzten Normen, durch Domänenverlust und Simplifizierungen (PETER EISENBERG, „Deutsch verkommt zur Freizeitsprache“, S. 1–14); das Normvorbild der Sprache in Hannover (MICHAEL ELEMENTALER, „In Hannover wird das beste Hochdeutsch gesprochen“, S. 101–115. Hierzu passt als „een hardnekkige legende“ [DAAN (1969), 11] aus den Niederlanden, dass das beste Niederländisch in Haarlem zu Hause sei); Chat- und SMS-Kommunikation als Sprachverderber (PETER SCHLOBINSKI, „Der Mythos von der Cybersprache und dem Sprachverfall“, S. 185–197); die beiden grundlegenden Satzintonationsbewegungen (OLIVER NIEBUHR, „Das ist (k)eine Frage – Phonetische Merkmale in der Identifikation standarddeutscher Deklarativfragen“, S. 199–218); der Einheitsmythos in der deutschen Sprachgeschichte (JÜRGEN MACHA, „Alles Luther oder was? Zum Mythos deutscher Spracheinheit in der Frühen Neuzeit“, S. 219–229). Inwieweit die Zuerkennung von Sympathiewerten bei deutschen Dialekten mythische Züge aufweist, diskutiert CHRISTINA A. ANDERS („Platt is nich uncool‘ – Zu den ‚coolsten‘ und ‚uncoolsten‘ Dialekten des Deutschen und ob das schon immer so war“, S. 117–135). Am Friesischen, genauer dem nordfriesischen Sölring, wird geprüft, ob morphologischer Reichtum, hier der Dual, als Ausweis für altehrwürdige Sprache gelten kann (JARICH HOEKSTRA, „Der nordfriesische Dual: Fakt und Mythos“, S. 161–183).

Als mit dem Englischen verwobene Mythen gelten seine leichte Erlernbarkeit (LARS M. BLÖHDORN, „Englisch hat keine Grammatik“, S. 15–27), seine scheinbar unaufhaltsame Expansionskraft

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

(PETER TRUDGILL, „English is a Killer Language“, S. 29–40); das Verhältnis von britischem und amerikanischem Englisch wird entweder als wenig relevant angesehen oder so, dass dem Amerikanischen einerseits eine stärkere Spracherhaltungskraft und andererseits eine größere Nähe zum mündlichen Sprachgebrauch zugesprochen wird (GÜNTER ROHDENBURG, „Britisches und Amerikanisches Englisch: Eine Sprache, zwei Grammatiken?“, S. 137–160; die Titelwiedergabe variiert geringfügig zwischen Inhaltsverzeichnis und Textüberschrift).

Mit dem Lateinischen verbundene Mythen sind der offensichtlich logische Bau dieser Sprache, Latein als eine Art Denkschule (THORSTEN BURKARD, „Vom Mythos des logischen Latein“, S. 41–66) und die innerlateinische Zweisprachigkeit: klassisches Latein, Vulgärlatein (HELMUT LÜDTKE, „Vom Mythos des Vulgärlatein“, S. 67–81). Die Geschichte der romanischen Sprachen und ihre Arealität sind für ULRICH HOINKES Anlass, sprachliches Experten- und Laienwissen gegeneinander abzuwägen und ihre jeweiligen Nachvollziehbarkeiten und Schrulligkeiten vorzuführen („Das kommt mir spanisch vor...“ – Über die leichtfertige Zuordnung romanischer Sprachen und Dialekte“, S. 83–100; die Titelwiedergabe variiert geringfügig zwischen Inhaltsverzeichnis und Textüberschrift).

Fasst man diese Bereiche zusammen, dann geht es in den Beiträgen, wenig überraschend, um metasprachliche Aussagen (Wissen um/über Sprache, Spracheinstellung und -unterscheidung, Sprachausbau und -abbau), aber auch um objektsprachliche Befunde zum Sprachbau (Intonation, Grammatik). Damit ist ein großer Teil des sprachwissenschaftlichen Beobachtungsfeldes abgedeckt – ein deutlicher Hinweis auf die grundlegende Rolle, die der „Sprache“ und den Sprachen im Leben zukommt. Das ist zwar nichts Neues, aber dessen ungeachtet eine überzeugende Legitimation für die Herausgabe dieses gut lesbaren Buches und der ihm vorangegangenen Vorlesung, die ja wohl ein breiteres Publikum im Auge hatte. Umso wichtiger ist es dann, Auffassungen, etwa zur Befindlichkeit des Hochdeutschen und seiner Statusbeschreibung, nicht nach dem von Germanisten oft gehörten Motto „alles ist gut“ auszubreiten, um so Sorgen über Sprachverfall und Sprachersetzung zu begegnen. Wenn es in der Sprachgeschichte immer einen Ausbau und Abbau gibt, eine Standardisierung und Dialektisierung, dann gilt das selbstverständlich auch heute und für die modernen Nationalsprachen, selbst für das Englische. Dafür sind die Ausführungen zur „Killersprache“ ein schönes Beispiel, um die Dialektik des sprachgeschichtlichen Grundgesetzes von Standardisierung und Dialektisierung zu veranschaulichen. So am Zusammenhang von Weltverkehrssprache und heutigem (instrumentellem) Englischgebrauch, wofür die Sprachpraxis in internationalen Verbänden mit ihrem International Congress English schöne Beispiele liefert wie das vom deutschen Finanzminister: „Der Minister ist von dem unerschütterlichen Ehrgeiz besessen, in der Euro-Gruppe Englisch zu sprechen. Für die Anwesenden klingt es mehr wie Schäubles Muttersprache: Badisch“ (MACHO / REIERMANN / SCHULT 2012, 66). Englische Sprachpfleger sorgen sich also nicht ohne Grund. Der Sprachliebhaber wird vom Sprachexperten überzeugende Antworten erwarten, die er einsehen kann, die seine Beobachtungen erklären und nicht arrogant vom Tisch wischen. Erst dann wird er sich mit Sprachmythen nicht mehr zufrieden zu geben brauchen. Dafür bietet das Buch zahlreiche Beispiele und ist insofern eine sehr nützliche und lesenswerte Veröffentlichung, die jedem Sprachfreund empfohlen werden kann. Dieser ist ja nicht zuletzt der eigentliche Adressat, was nicht nur die Konzeption des Buches verrät, sondern ebenso seine Redaktion, indem zum Beispiel allen fremdsprachigen Zitaten eine deutsche Übersetzung beigegeben wird. Dass diese Konzeption gewisse Sachverhaltverkürzungen mit sich bringt, kann hingenommen werden. So wenn beim verbreiteten Meinungsbild zum Obersächsischen (S. 121) die Geschichte dieses Dialekts, die ja für das Negativimage entscheidend ist, ganz ausgeblendet wird. Ein Hinweis auf VON POLENZ (1986) wäre schon erhellend gewesen. Etwas aus dem Rahmen fällt der linguistisch anregende Beitrag zu den Deklarativfragen, hier liegt kein Mythos vor, sondern ein älterer wissenschaftlicher Erkenntnisstand, der im Sinne entsprechender Weiterarbeit korrigiert worden ist.



## LITERATUR

- DAAN, JO (1969): Dialekten. In: DAAN, JO / D. P. BLOK: Van Randstad tot Landrand. Amsterdam: N. V. Noord-Hollandsche Uitgevers Maatschappij, 9–43.
- DORN, THEA / RICHARD WAGNER (2011): Die deutsche Seele. München: Knaus.
- MACHO, ANDREAS / CHRISTIAN REIERMANN / CHRISTOPH SCHULT (2012): EUROPA - Innere Mission. Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble will Chef der Euro-Gruppe werden, aber ihm schlägt viel Skepsis entgegen. In: Der Spiegel 21, 66–67.
- MÜNKLER, HERFRIED (2009): Die Deutschen und ihre Mythen. Berlin: Rowohlt.
- STELLMACHER, DIETER (1981): Niederdeutsch. Formen und Forschungen. Tübingen: Niemeyer.
- VONDERACH, ANDREAS (2012): Die deutschen Regionalcharaktere. Psychologie und Geschichte. Husum: Husum Verlag.
- VON POLENZ, PETER (1986): Altes und Neues zum Streit über das Meißnische Deutsch. In: SCHÖNE, ALBRECHT (Hg.): Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Band 4: Sprachnormen: lösbare und unlösbare Probleme – Kontroversen um die neuere deutsche Sprachgeschichte – Dialektologie und Soziolinguistik: Die Kontroverse um die Mundartforschung. Tübingen: Niemeyer, 182–202.

Göttingen

DIETER STELLMACHER

GERHARD AUGST: Dialektwörterbuch der Verbandsgemeinde Altenkirchen. Siegen: Arbeitskreis für Heimatgeschichte und Brauchtumpflege 2003. XXV, 367 S. € 17,50 – Dialektwörterbuch der Verbandsgemeinde Flammersfeld. Rengsdorf: Verbandsgemeinde Flammersfeld 2006. XXXII, 392 S. € 19,80 – Dialektwörterbuch der Verbandsgemeinde Hachenburg. Hachenburg: Verbandsgemeinde Hachenburg 2009. XXVI, 436 S. € 16,90

Als der Siegener Germanist GERHARD AUGST über seinen Westerwälder Heimatort das Buch „Helmenzer Platt“ (Altenkirchen 1999) publiziert und einen entsprechenden Vortrag im benachbarten Altenkirchen gehalten hatte, löste das eine Welle der Begeisterung bei den Mundartsprechern der Region aus. In der Folge wollte man auch für den eigenen Ort ein vergleichbares Wörterbuch haben. Schließlich führten die weiteren Überlegungen zum Plan, Wörterbücher zu den Mundarten verschiedener Verbandsgemeinden (VG) zu erstellen. Mit großem Engagement ging man unter Anleitung des Autors ans Werk. Arbeitsgruppen wurden gebildet und auf der Basis des Helmenzer Wörterbuchs wurden durch eifrige Helfer Listen und Texte einzelner Orte zusammengetragen, zunächst für die VG Altenkirchen. Dadurch entstand eine wesentlich erweiterte Fassung der Helmenzer Basis, die allen Mitgliedern des Arbeitskreises übergeben wurde „mit der Bitte, die erweiterte Fassung durchzuarbeiten, d.h.: – nicht gebräuchliche Wörter zu streichen und ggf. das Ortsübliche zu notieren; – gebräuchliche Wörter auf die Aussprache, Grammatik und Bedeutungsangabe zu prüfen.“ (2003, S. XIV) Die Ergebnisse wurden in die „Arbeitsfassung“ übertragen, ebenso diejenigen aus der Überprüfung der von AUGST zusammengestellten Frageliste mit unbekanntem oder abweichenden Wörtern, gewonnen insbesondere aus den vorhandenen Wörterbüchern und Wortlisten der die VG Altenkirchen umgebenden Gebiete sowie der Wortkarten des Rheinischen Wörterbuchs (1928–1971) und Wortatlasses (LAUSBERG / MÖLLER 2000). All diese durch die Gewährleute überprüften Ergebnisse wurden in das endgültige Dialektwörterbuch mit genauen Angaben eingearbeitet. Es verzeichnet einerseits den dialektalen Sonderwortschatz gegenüber dem Hochdeutschen und andererseits die auch im Hochdeutschen vorhandenen Wörter mit abweichender Lautung, Bedeutung oder Grammatik und regional unterschiedlicher Verteilung. So hat GERHARD AUGST in akribischer Kleinarbeit das rund 7.000 Lexeme enthaltende „Wörterverzeichnis Platt > Hochdeutsch“ (2003, S. 1–206) übersichtlich dargeboten, dem er das nützliche „Register Hochdeutsch > Platt“ (2003, S. 207–246) angefügt hat. Im Anhang folgen zahlreiche „Mundarttexte“ (2003, S. 251–336), ferner „Mundart-Sprichwörter und Sinnsprüche“

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

(2003, S. 337–359). Durchsetzt sind alle diese Verzeichnisse und Texte mit verschiedenen Bildern, Abbildungen und Zeichnungen, die vornehmlich die bäuerliche Lebenswelt betreffen, die sich zur Moderne hin grundlegend verändert und nicht wenig Wortgut verloren hat. Angefügt sind im Anhang schließlich die für die Deutung oft wichtigen Mundartformen der Dorfnamen und die mundartlichen „Uznamen“ (= Neck-/Spottnamen) für die Dorfbewohner.

GERHARD AUGST gibt in seiner „Einleitung“ über das bereits Erwähnte hinaus wichtige Informationen. So hat er in eine Karte des Rheinischen Fächers das zum Moselfränkischen gehörende Mundartgebiet eingetragen. Weiter beschreibt er detailliert den „Aufbau des Wörterbuchs“ beziehungsweise die Darstellung der Stichwörter (etwa mit Angaben über Vorkommen, Bedeutungen, Verwendungsweisen, in der Regel mit Beispielsätzen und Verweisen auf die Sprüche im Anhang). Besonders wichtig ist die Schreibung der Wörter mit Kennzeichnung der Sonderformen gegenüber dem Hochdeutschen (zum Beispiel mit Unterstrich zur Markierung der Länge: *machen* ‘machen’ oder Angabe der Merkmale offen : geschlossen bei Vokalen durch untergesetzten Haken oder Punkt). Die „Verschriftung der *Laute*, die es nicht im Hochdeutschen gibt“, ist in einer Tabelle übersichtlich dargestellt (2003, S. XIX). Am Schluss der Einleitung sind nach „Literatur- und Quellenverzeichnis“ systematisch „Besondere Zeichen und Abkürzungen“ aufgelistet.

Das Dialektwörterbuch der VG Altenkirchen dokumentiert gemäß dem Alter der Informanten „den Wortschatz im mittleren Drittel des vorigen Jahrhunderts“ (2003, S. XXI). Man spürt die Genugtuung, mit der GERHARD AUGST feststellen kann:

Mit zwölf systematisch und vollständig erfassten Dörfern, den umfangreichen Ergänzungen aus 13 weiteren Dörfern und den vielen Einzelangaben aus fast allen anderen Dörfern sind die 42 Ortsgemeinden der VG Altenkirchen gut abgedeckt. Es ist daher statthaft, von dem Dialektwortschatz der VG Altenkirchen zu sprechen. (2003, S. XV)

Das ansprechende Buch ist zweifellos vornehmlich für die Menschen der Region gedacht, doch es bietet auch für die Dialektologie außerordentlich wertvolles Material. Das gilt genauso für die beiden weiteren Dialektwörterbücher.

Das „Dialektwörterbuch der Verbandsgemeinde Flammersfeld“ entspricht in Entstehung und Aufbau dem der VG Altenkirchen. Auch hier gab es zahlreiche eifrige Mithelfer, die in zwei Arbeitskreisen unter Leitung von GERHARD AUGST ein umfangreiches Material sammelten und werteten, ausgehend vom Altenkirchener Wörterbuch und dem „Helmenzer Platt“. AUGST beschreibt das Zustandekommen des Werkes detailliert in seiner „Einleitung“, wozu er wiederum auch die vorhandenen schriftlichen Zeugnisse systematisch auswertete. Es kamen zahlreiche Belege zusammen, so dass über 8.000 Wörter einschließlich solcher der Bergmannssprache in das „Wörterverzeichnis Platt > Hochdeutsch“ Eingang fanden (2006, S. 1–241). Es folgen das „Register Hochdeutsch > Platt“ (2006, S. 243–283) und der „Anhang“ wie beim Altenkirchener Wörterbuch (2006, S. 285–392). Zahlreiche Bilder, Abbildungen und Zeichnungen sind entsprechend zur Illustration beigegeben.

Die VG Flammersfeld besteht aus 26 Ortsgemeinden mit 41 Dörfern.

Mit 17 erfassten Dörfern, also knapp der Hälfte aller Dörfer der VG Flammersfeld, ist [...] ein Dialektwörterbuch entstanden, von dem man ohne Einschränkung behaupten kann, dass es den dialektalen Wortbestand der VG Flammersfeld enthält, zumal diese 17 Dörfer über das ganze Gebiet der VG Flammersfeld gut verteilt sind. (2006, S. XI–XII)

In dem ebenfalls zum Moselfränkischen gehörenden Dialektgebiet des mittleren Westerwaldes, das AUGST wieder in eine Karte des Rheinischen Fächers eingetragen hat, gibt es allerdings auffällige Unterschiede, die den Mundartsprechern deutlich bewusst sind und die AUGST im Kapitel „Ausspracheunterschiede innerhalb der VG Flammersfeld“ auflistet (2006, S. XVII–XVIII). Besonders bemerkenswert sind dabei die durch politisch-konfessionelle Gegebenheiten bedingten dialektalen Isoglossen, die das nördliche evangelische vom südlichen katholischen Gebiet abgrenzen, das in sich Unterschiede zwischen dem zum Erzbistum Köln gehörenden Teilgebiet („dialektal unüberhörbar durch die rheinische Intonation“, 2006, S. XVII) und dem zum Erzbistum Trier gehörenden Teilgebiet aufweist. Der Autor hat dazu neun instruktive Lautkarten erstellt

(2006, S. XXIV–XXXII), zum Beispiel nördlich *Broerer* (= *d*-Rhotazismus) oder *wer* gegenüber südlichem *Broder* oder *ber*.

Das „Dialektwörterbuch der Verbandsgemeinde Hachenburg“ ist mit 436 Seiten das umfangreichste der drei besprochenen Werke. Es ist nach Entstehung und Aufbau den beiden anderen direkt vergleichbar, die „Einleitung“ verfährt entsprechend, verzeichnet allerdings wiederum Besonderheiten. So werden im Kapitel „Ausspracheunterschiede innerhalb der VG Hachenburg“ solche Unterschiede aufgelistet, doch: „Es gibt keine dialektrelevanten starken Binnengrenzen etwa politisch-religiöser Art. Eine begrenzte sprachliche Auswirkung hat die Aufteilung in Kirchspiele, sie ist aber nicht prägend, wie einige Laut- und Wortkarten [...] zeigen.“ (2009, S. XIX–XX)

Was diese Karten betrifft, so hat AUGST „einige sehr konsistente überdörfliche Lautunterschiede“ in einer Karte festgehalten, nämlich *e – ě* (*Dĕbben – Dĕbben*), *r – l* (*Wĕrerr [= Wetter] – Wĕller*, *Lĕrrer – Lĕller*) und *-en – -e* (*māchen – māche*, *Mādchen – Mādche* u. a.) (2009, S. XX–XXI). Besonders aufschlussreich sind gegenüber dem Hochdeutschen mehrere Synonyme, so *Druschel*, *Stachelsbärn*, *Stachelskersch*, *Stacheltrouwe* und *Stacheln* für ‘Stachelbeere’. Im „Register Hochdeutsch > Platt“ (2009, S. 286–347) sind sechs Wortkarten enthalten, die je unterschiedliche geografische Verteilungen der Synonyme aufweisen. Es sind die Wortkarten „Ameise“, „Jauche“, „Kartoffel“, „Maulwurf“, „Seitenstütze am Wagen“ und „wiederkäuen“. Neben den mit bewundernswertem Eifer durch die Gewährleute gesammelten zahlreichen Wörtern hat AUGST auch für diese VG schon bestehende Sammlungen, ebenso auch aus der Umgebung, ausgewertet und durch die Informanten überprüfen lassen: „Alles in allem ist damit die VG Hachenburg gut abgedeckt; 21 von 33 Ortsgemeinden sind erfasst“ (2009, S. XIII–XIV). Und die Lage dieses dem Moselfränkischen zugehörigen Dialektgebiets ist wieder in die Karte des Rheinischen Fächers eingetragen. Da das „Rheinische Wörterbuch“ die „Kenntnis der Mundart und Wörter für die Zeit von 1880 bis 1930“ (RhWB, IX, 1855) dokumentiert, schließen die den Mundartschatz des mittleren Drittels des vorigen Jahrhunderts repräsentierenden drei Wörterbücher zeitlich hier an. „Daher“, so AUGST für die VG Hachenburg folgernd, aber ebenso gültig für die beiden anderen VGs, „lassen sich die Veränderungen sehr schön nachvollziehen: Verlust und Zugewinn an Wörtern und Wendungen, die Änderung der Lautung usw.“ (2009, S. XXII)

Rückblickend darf festgehalten werden, dass es der Heimatliebe und Begeisterungsfähigkeit des Autors gelungen war, zahlreiche interessierte und willige Mundartsprecher zu bewegen, an der Entstehung dieser drei großen, ansprechend gestalteten Mundartwörterbücher unter seiner Leitung mitzuwirken. Diese bieten sowohl für die Sprecher der drei Gebiete und darüber hinaus auch für die Dialektologie umfassende Dokumentationen, wie sie in einer Zeit schwindender Dialektkenntnisse von besonderem Wert sind.

#### LITERATUR

- AUGST, GERHARD (o. J.) [1999]: Helmenzer Platt und der Dialekt im Raum Altenkirchen – Ein kleines Wörterbuch. o. O. [Altenkirchen]: Selbstverlag.  
 RhWB = Rheinisches Wörterbuch. Auf Grund der von J. FRANCK begonnenen, von allen Kreisen des Rheinischen Volkes unterstützten Sammlung. Nach den Vorarbeiten von JOSEF MÜLLER bearbeitet von HEINRICH DITTMAYER (1971): Neunter Band. U–Z. Berlin: Erika Klopp Verlag.  
 LAUSBERG, HELMUT / ROBERT MÖLLER (Hg.) (2000): Rheinischer Wortatlas. Bonn: Bouvier.

Schierensee/Kiel

FRIEDHELM DEBUS





SANDRA BOSCO / MARCELLA COSTA / LUDWIG M. EICHINGER: Deutsch – Italienisch: Sprachvergleiche/Tedesco – Italiano: confronti linguistici. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2011. 210 S. (Germanistische Bibliothek. 40). € 34,–

Im vorliegenden Band sind die Beiträge einer dem Sprachvergleich Deutsch-Italienisch gewidmeten Tagung, die 2009 in Turin stattfand, publiziert (S. 7). Die Herausgeberinnen BOSCO und COSTA sind bereits mehrfach als Autorinnen oder Herausgeberinnen von Arbeiten zum Sprachvergleich Deutsch-Italienisch hervorgetreten (etwa in BOSCO COLETSOS 2007, BOSCO COLETSOS / COSTA 2006) und daher exzellente Kennerinnen der Materie. Aber leider können nicht alle Beiträge die entsprechend hohen Erwartungen erfüllen. Neben der für Tagungsbände offenbar unvermeidlichen „Zufallsauswahl“ der behandelten Themen lassen besonders die lexikografischen Beiträge zu wünschen übrig. So wird etwa in den Beiträgen von GIOVANNI ROVERE (S. 13–27), LUISA GIACOMA (S. 45–65) und ELMAR SCHAFFROTH (S. 67–91) Kritik entweder an Wörterbuchartikeln zu bestimmten Wortklassen (etwa „Bedeutungsexotismen“ bei ROVERE) beziehungsweise bezüglich der Darstellung bestimmter Teilaspekte (etwa der Eintragung von Kollokationen bei GIACOMA [S. 49–52] und SCHAFFROTH [S. 72–78]) oder an ganzen Wörterbuchtypen (derzeit für das Italienische verfügbare Lernerwörterbücher bei SCHAFFROTH) geübt. Diese Kritik mag im beschriebenen Detail durchaus zutreffen. Es stellt sich allerdings die Frage, welchen Sinn solche Detailanalysen für den Sprachvergleich Deutsch-Italienisch haben, dessen Ergebnis doch wohl das bessere Verstehen von strukturellen Gemeinsamkeiten und Unterschieden dieser Sprachen sein sollte. SCHAFFROTH beklagt sicher zu Recht den – im Vergleich zum Englischen – unzureichenden lexikografischen Bearbeitungsstand des Italienischen (S. 86): Aber diese Kritik lässt sich genauso für die meisten Sprachen (außer Englisch) äußern und hat nichts mit dem Sprachvergleich Deutsch-Italienisch zu tun. Der von ROVERE für ein „fiktive[s] gegenwartsbezogene[s] Italianismenwörterbuch des Deutschen“ (S. 26) entworfene Artikel zum Lemma *Pizza* (S. 25) mag besser sein als die bisher in Wörterbüchern vorhandenen Artikel zu diesem Lemma: Aber die Hauptherausforderung der Lexikografie liegt nicht im Entwurf eines idealen Beispielartikels, sondern in der erfolgreichen Durchführung eines Gesamtprojekts, das heißt der Publikation eines vollständigen Wörterbuchs, das den postulierten Qualitätsstandards entspricht (und hier geht es natürlich um die Frage, wie die an einem Lemma exemplifizierten Anforderungen für die Datenmassen eines vollständigen Wörterbuchs erfüllt werden können).

Auch im Beitrag von VIRGINIA PULCINI zu Anglizismen im Italienischen und Deutschen (S. 29–43) werden korrekte Einzelanalysen durchgeführt. Aber wünschenswerte Generalisierungen, welche die beiden im Vergleich stehenden Sprachen charakterisieren würden (etwa bezüglich eher negativer oder positiver Bedeutungskonnotationen von Anglizismen, vgl. S. 37–39), werden nicht getroffen. (Das Wort *corner* [S. 36] ist auf die deutsche Fußballsprache in Österreich und der Schweiz beschränkt und in Deutschland nicht gebräuchlich.)

GIOVANNI GOBBERS Beitrag zum Wortschatz des „Realismus“ in den Internationalen Beziehungen (S. 93–101) hat eher politikwissenschaftlichen als linguistischen Charakter. Jedenfalls sind große Teile des knappen Textes der Bestimmung zentraler Begriffe in verschiedenen politikwissenschaftlichen Schulen gewidmet (etwa *Realismus* nach MORGENTHAU [S. 96] oder *Macht* nach WEBER [S. 98]). Dass dt. *Macht* als Grundwort von Komposita (*Atomkraft*) mit it. *potenza* (*potenza nucleare*) korreliert, während *Macht* als Bestimmungswort (*Machtausübung*) üblicherweise mit it. *potere* (*esercizio del potere*) wiedergegeben wird (S. 99–100), ist eine interessante Einzelbeobachtung zum Sprachvergleich, aber eben nur eine Einzelbeobachtung.

Ganz andere linguistische Tragweite hat LUDWIG EICHINGERS Beitrag zur Komplexität der Nominalphrase im Deutschen und Italienischen (S. 103–126). EICHINGER stellt die (etwa von BOSCO COLETSOS 2007 in einer sehr umstrittenen Weise vertretene) These von der größeren „Kompaktheit“ des Deutschen im Vergleich zum Italienischen auf eine nachvollziehbare wissenschaftliche Grundlage. EICHINGER macht in der deutschen NP „drei Räume“ (S. 103) aus – den Raum links von N, den Raum rechts von N und N selbst –, denen drei Techniken des formalen Ausdrucks entsprechen (S. 109), vereinfacht: Flexion (Kongruenz) links von N, Rektion rechts von N und Integration in N (gemeint ist hier vor allem Komposition). Diese Räume und Techniken erlauben

einen Verdichtungsgrad, der dem Italienischen, in dem es, grob gesprochen, nur den Raum rechts von N gibt, nicht zur Verfügung steht, weshalb das Italienische auf „syntaxnähere Techniken“ (S. 114) zurückgreift. Beispiel (49) zeigt den Extremfall einer Übersetzung, in dem eine deutsche NP in einen italienischen Satz aufgelöst wird, in welchem dem deutschen Kompositum die Konstruktion N + PP und dem linksadhärenten Adjektivattribut eine rechtsstehende PP entspricht (S. 116):

- (49) eine angemessene Vertretung der Gemeinschaftsinteressen – che gli interessi della Comunità siano rappresentati in modo adeguato

EICHINGER relativiert diesen Befund allerdings dadurch, dass er feststellt, dass manche italienische Simplizia (z. B. *centro*) bezüglich ihres Spezifitätsgrades deutschen Komposita entsprechen (*Mittelpunkt*; S. 117; im Deutschen kann dieses Konzept nicht durch ein natives Simplex ausgedrückt werden). Als einzige Kritik an diesem instruktiven Beitrag ist zu sagen, dass an manchen Stellen die im Text beschriebenen Phänomene nicht ohne Weiteres in den Beispielen wiederzufinden sind, weil die behandelten Wörter nicht immer formal ausgezeichnet sind (wo sind etwa in Beispiel [67] das qualitative Adjektiv und der Nominalklassifikator?).

Auch LUCIA CINATO bezieht sich in ihrem Beitrag zur deutsch-italienischen Übersetzung (S. 127–149) auf BOSCO COLETOS' (2007) „Kompaktheits-Hypothese“. Am Beispiel von Mitteilungstexten der Europäischen Kommission problematisiert CINATO schön das „Paradox“, dass die Mehrsprachigkeitsanforderungen der Europäischen Union „auf der einen Seite eine Aufwertung der Übersetzer und ihrer Tätigkeit, auf der anderen Seite ein implizites Leugnen dieser Tätigkeit durch das Prinzip der Koredaktion (*co-drafting*)“ (S. 128) bedingen. Die in Rede stehenden „Hybridtexte“ (S. 130) verwenden Stücke unterschiedlicher Provenienz und sind nicht unbedingt von Muttersprachlern verfasst. Bei der konkreten Analyse (S. 133–145) listet CINATO aber vor allem lexikalische Einzelphänomene auf, um damit die Schlussfolgerung zu begründen, dass das Deutsche „einen höheren Präzisionsgrad erreicht“ und das Italienische dazu tendiert, „nicht immer alle Bedeutungselemente wiederzugeben“ (S. 146). Die hier besonders interessante Frage, ob und inwieweit sich die „Hybridtexte“ bezüglich ihrer sprachlichen Merkmale von normalen Übersetzungen unterscheiden, wird hingegen nicht systematisch behandelt.

MIRIAM RAVETTO behandelt in ihrem Beitrag koreferentielle Pro-Formen in der deutschen und italienischen gesprochenen Sprache (S. 151–165). Es zeigt sich, dass die Selektion der verschiedenen Wortformen von unterschiedlichen Faktoren gesteuert ist. Im Deutschen sind offenbar diskurssemantische beziehungsweise -pragmatische Faktoren – „drei Typen von referentieller Bewegung [...] *Neueinführung, Erhalt, Wiederaufnahme eines Antezedens*“ (S. 156) – für die Auswahl der Wortform ausschlaggebend: So stehen etwa (starke) „d-Pronomen“ wie *den* bei Referenz auf neueingeführte Antezedentia, (schwache) Personalpronomen wie *er* dagegen bei Fortführung etablierter Referenzobjekte (vgl. Beispiele [7] und [8], S. 156–157). Im Italienischen scheinen dagegen (starke) Personalpronomen wie *lei* auch bei Verweis auf neueingeführte Referenzobjekte nur dann möglich zu sein, wenn das Personalpronomen im Satz Subjektfunktion hat: Andernfalls steht das (schwache) klitische Pronomen *la* (vgl. Beispiele [12] und [13], S. 158–159). Die Stärke von RAVETTO'S Beitrags liegt darin, dass die Schlussfolgerungen auf Auswertungen von Korpora echter gesprochener Sprache beruhen (S. 152), und nicht auf (fragwürdigen) selbstkonstruierten Beispielen. Der Vergleich des Formeninventars im Deutschen und Italienischen bietet dagegen weitere Ausarbeitungsmöglichkeiten. RAVETTO stellt fest, dass im Deutschen „Personalpronomen (*er/sie/es/sie*), d-Pronomen (*der/die/das/die*) und Demonstrativpronomen (*dies-, jen-* u.a.)“ stehen, während das Italienische „neben den Demonstrativa (*quest-, quell-*) [...] die ‚freien‘ und die ‚klitischen‘ Pronomen“ hat (S. 154). Hier liegt nun die Frage nahe, welche Klassen sich in den beiden Sprachen entsprechen: Kann man etwa sagen, dass starke italienische Personalpronomen wie *lei* generell deutschen d-Pronomen entsprechen, und eben nicht deutschen Personalpronomen? Wie ließe sich eine solche Zuordnung theoretisch fassen, welche gemeinsamen Merkmale haben diese Pronomen? Das Aufkommen solcher Fragen zeigt, dass RAVETTO'S Beitrag das Thema „Sprachvergleich“ im Kern trifft.

Auch der schöne Beitrag von MARCELLA COSTA zur Interpunktion trägt zum besseren Verständnis der Unterschiede von Deutsch und Italienisch bei. COSTA vergleicht die Praxis der

Verwendung von Punkt und Gedankenstrich im Deutschen und Italienischen (S. 167–187). Die Interpunktionskonventionen sind im Deutschen und Italienischen grundsätzlich verschieden: Während die Interpunktion im Deutschen spätestens seit ADELUNG eine „Grammatikalisierung“ und anschließend eine feste Normierung als Interpunktionsystem erfährt (S. 169), steht für die Interpunktion im Italienischen die ursprüngliche prosodische Funktion (Hilfe zur Strukturierung des lauten Lesens) auch heute im Vordergrund der Beschreibungen, was eine größere Freiheit in der Setzung der Interpunktionszeichen bedeutet (S. 170: „mobiler Status“, von einem Interpunktionsystem im eigentlichen Sinne kann nicht gesprochen werden). Der Gedankenstrich („trattino lungo“, <->) wird im Italienischen ausgesprochen selten verwendet, was COSTA mit dem ebenfalls sehr limitierten Vorkommen des Bindestrichs („trattino breve“ <->) im Wortinneren in Zusammenhang bringt (S. 177). Der Punkt übernimmt einige der Funktionen, die im Deutschen vom Gedankenstrich erfüllt werden und hat daher im Italienischen mehr Anwendungsmöglichkeiten als im Deutschen. Während der Punkt im Deutschen kaum außerhalb seiner Kernfunktion als syntaktisches Zeichen (für das Satzende) auftritt, kommt er im Italienischen als expressives Mittel sogar innerhalb der Nominalphrase vor wie in Beispiel (3):

(3) Il mondo finì in una discarica. Abusiva.

(3') Die Welt wurde zu einer Müllkippe – einer illegalen. (S. 175)

Der sogenannte „paarige Gedankenstrich“ wird im Deutschen und Italienischen in expletiver Funktion gleich verwendet, im Deutschen wird er zusätzlich zur Gliederung des von EICHINGER als „links von N“ bezeichneten ersten Raumes der NP eingesetzt (S. 180, Beispiel [22]). Die Setzung mehrerer Interpunktionszeichen in Folge ist im Italienischen im Gegensatz zum Deutschen nicht möglich (S. 181). COSTA stellt zusammenfassend eine „stärkere Spezialisierung der einzelnen Interpunktionszeichen im Deutschen gegenüber ihrer Polyfunktionalität im Italienischen“ fest (S. 184).

Der Band wird von einem Beitrag von CARLA MARELLO und ELISA CORINO zu den Möglichkeiten des Einsatzes von Multiple-choice Verfahren im DaF-Unterricht abgeschlossen (S. 189–207). Die interessanten Einzelbeobachtungen lassen zwar auf eine profunde DaF-Erfahrung der Autorinnen schließen, der Beitrag lässt sich aber eben nur als Erfahrungsbericht aus der DaF-Praxis schätzen. Die Grenzen zwischen allgemeinen Überlegungen zu Lernerfehlern (*passim*), der kritischen Analyse von auf dem Markt oder im Netz verfügbaren Lehrmaterialien und Grammatiken (S. 194–198, 204–205) und einem eigenen sprachdidaktischen Experiment (Methodik verstreut auf S. 190 oben, 191 Mitte, 192 oben etc.) sind unscharf, und es wird häufig nicht klar, auf welcher Grundlage die getroffenen Aussagen stehen (wissenschaftliche Literatur? eigenes Experiment? Von welchem „Material“ ist etwa die Rede, wenn es auf S. 193 unter der Tabelle heißt: „Eine allgemeine Betrachtung des uns zur Verfügung stehenden Materials gestattet es...“?).

Nur der kleinere Teil der Beiträge löst also tatsächlich den Anspruch des Titels ein, der die Behandlung struktureller Unterschiede von Deutsch und Italienisch erwarten lässt. Es zeigt sich wieder einmal die Problematik der Publikationsform „Tagungsband“. Die in dieser Rezension von der sprachtheoretischen Seite kritisierten Beiträge ergeben im Kontext einer auslandsgermanistischen Tagung, in der es üblich ist, dass DaF-Praktiker, Lexikografen und Sprachtheoretiker zusammentreffen und miteinander diskutieren, durchaus ihren Sinn. Eine derart inhomogene Publikation jedoch aber nicht. Man kann an dieser Stelle erneut dafür plädieren, die schriftliche Fassung der Vorträge, wenn gewünscht, rein elektronisch und damit ohne Produktionskosten zur Verfügung zu stellen, die ausgearbeiteten Artikel aber den jeweiligen (sprachdidaktischen oder sprachtheoretischen) Fachzeitschriften anzubieten und damit auch einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

## LITERATUR

BOSCO COLETSOS, SANDRA (2007): *Il tedesco lingua compatta. Problemi di traducibilità in italiano*. Alessandria: Edizioni dell'Orso.

BOSCO COLETSOS, SANDRA / MARCELLA COSTA (Hg.) (2006): Italiano e tedesco: un confronto. 2a edizione. Alessandria: Edizioni dell'Orso.

Eriwan (Armenien)

STEFAN RABANUS

SANDRA ELLENA: Die Rolle der norditalienischen Varietäten in der „*Questione della lingua*“. Eine diachrone Untersuchung zu Sprachbewusstsein, Sprachwissen und Sprachbewertung. Berlin/Boston: De Gruyter 2011. 286 S. (Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie. 357). € 99,95

SANDRA ELLENAS mehrfach ausgezeichnete Studie (eine überarbeitete Version ihrer Dissertation) thematisiert mit den norditalienischen Varietäten in der *Questione della lingua* einen von der Sprachhistoriografie nur am Rande behandelten Aspekt der wichtigsten Debatte um die Konstruktion der italienischen Standardsprache. Insofern und bezüglich der Textsortenproblematik (vgl. S. 28–29) ist sie mit der Arbeit von MARKUS HUNDT (2000) vergleichbar, der mit dem 17. Jahrhundert eine von der Sprachhistoriografie des Deutschen als sekundär erachtete Übergangszeit zwischen LUTHER und den Klassikern fokussiert. In Teil I, „Forschungsdiskussion und Methodik“ (S. 1–37), wird der Stand der Sprachhistoriografie des Italienischen dargestellt und der Untersuchungsgegenstand bestimmt: Die Behandlung norditalienischer Varietäten mit besonderer Berücksichtigung derjenigen von Bologna, vom Mittelalter bis 1706 (Veröffentlichungsjahr von MURATORIS „*Della perfetta poesia italiana*“; S. 27).

Im zweiten Teil, mit fast 200 Seiten dem Kern der Studie, wird die Beschreibung und Bewertung der Varietäten im Wandel der Zeit ausführlich nachgezeichnet („Die norditalienischen Varietäten im metasprachlichen Diskurs von seinen Anfängen bis zur Frühaufklärung“, S. 39–233). Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass die Volkssprachen zwar ab dem 13. Jahrhundert in bis dahin dem Lateinischen vorbehaltene Bereiche der „Distanzsprache“ (S. 3, definiert nach KOCH und OESTERREICHER 1990) eindringen, dass diese Innovationen aber theoretisch fast nicht thematisiert werden (S. 48). Der erste Schlüsseltext zur Sprachenfrage ist DANTE ALIGHIERIS „*De vulgari eloquentia*“ (DVE 1303–1306[?]). In der Einleitung zu dem, was als umfassende Anleitung zum Gebrauch der Volkssprache in Dichtung und Prosa gedacht war und unvollendet geblieben ist, skizziert DANTE seine Auffassung von der Entstehung, der Gliederung und den sprachlichen Merkmalen der italienischen Volkssprachen beziehungsweise Dialekte. Die insgesamt positive Bewertung der Volkssprachen resultiert daraus, dass DANTE in der Gleichsetzung des Lateinischen mit *ars* und der Volkssprache mit *natura* die Volkssprachen wegen ihrer „Wandelbarkeit“ und „Natürlichkeit“ (S. 57) als geeigneter für die Dichtung als das Lateinische hält. Dessen ungeachtet ist für ihn keine einzelne Volkssprache für dieses Ziel ausreichend: DANTE propagiert ein „vulgare illustre“ als Mischvarietät aus verschiedenen Volkssprachen. Die beste Bewertung einer einzelnen Volkssprache erfährt das Bolognesische, weil es bereits Merkmale benachbarter Varietäten aufgenommen habe (S. 96). DANTES eigene florentinische Varietät wird nicht als Leitmodell bestimmt, die toskanischen Merkmale der als vorbildhaft dargestellten Beispieldichtungen waren DANTE offenbar nicht bewusst (S. 97–98). Bezüglich der Dialektgliederung stellt ELLENA eine erstaunliche Übereinstimmung zwischen DANTES Einteilung und modernen Klassifikationen fest, obwohl die Kriterien für die Gruppierung der Varietäten (und ihre Bewertung: S. 58–59) in DANTES Traktat nach heutigen sprachwissenschaftlichen Begriffen kaum nachvollziehbar sind. ELLENAS Feststellung, dass sich DANTE „in erster Linie an geographischen und nicht an sprachlichen Merkmalen orientiert“ (S. 54) könnte hier dahingehend aktualisiert werden, dass in Italien eine (etwa im Vergleich zu Deutschland) sehr große Übereinstimmung zwischen Dialekträumen und administrativen Regionen besteht. Daher kann jeder durchschnittlich gebildete Italiener eine ungefähr zutreffende „Dialektgliederung“ (= Gliederungen in administrative Regionen) entwerfen, wie der Autor dieser Rezension in mehreren Experimenten im Stile der Perceptual Dialectology nachgewiesen hat (RABANUS / LAMELI 2011).

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

Im Humanismus des 15. Jahrhunderts werden die Volkssprachen insgesamt wieder negativ bewertet, weil bei der weiterhin gültigen Gleichsetzung von Latein mit *ars* und Volkssprachen mit *natura* die Humanisten die grammatische Elaboriertheit des Lateinischen (*ars*) bevorzugen (S. 63). Die erste *questione della lingua* betrifft auch nicht den Gegensatz Latein/Volkssprache, sondern die zeitgemäße Form der Latinität. Die Dichotomie *ars* versus *natura* wird auch in die lateinische Antike zurückverlegt, wenn BRUNI und BIONDO darüber reflektieren, ob mit dem gesprochenen Latein und der Schriftsprache in der Antike zwei verschiedene Sprachen vorgelegen haben (S. 65). BIONDO geht von einer prinzipiellen Einheit des Lateinischen aus, sieht aber die gesprochene Variante „durch barbarischen Einfluss verunreinigt“ (S. 66). Danach bestimmt er gleichsam nebenbei auch die italienischen Volkssprachen „als ein durch die Germanen korrumpiertes Latein“ (S. 67) und stellt damit erstmals die Herkunft des Italienischen aus dem Lateinischen fest (DANTE war noch davon ausgegangen, dass die Volkssprachen älter sind und das Lateinische auf Basis der Volkssprachen konstruiert wurde, vgl. DVE I, X). Als Kriterium für die Bewertung der (im Humanismus in jedem Fall zweitrangigen) Volkssprachen etabliert sich der Grad ihrer Nähe zum Lateinischen. Und hier tritt erstmals das Toskanische als eine wenig vom germanischen Element „korrumpierte“ Varietät hervor, die zunehmend von nicht toskanischen Schriftstellern nachgeahmt wird (vgl. S. 69–71). Die „Grammaticetta vaticana“ des Toskanischen von ALBERTI (circa 1443) ist als die älteste Grammatik zum italienischen Volgare anzusehen (S. 70). Zwar werden auch norditalienische Varietäten mitunter positiv bewertet, dabei handelt es sich aber wohl eher um die Würdigung der kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung der norditalienischen Städte (etwa Bologna als Stadt „im Nabel Italiens“, S. 74) als um die Hochschätzung ihrer Dialekte.

Im Anschluss wird die sprachliche Charakterisierung der norditalienischen Varietäten durch Autoren wie BENVOLIANTI und POMPILO wiedergegeben. In instruktiver Weise stellt ELLENA dabei den Beschreibungen des 15. Jahrhunderts die Kategorisierung der heutigen historischen Phonologie (ROHLFS 1966) und Dialektologie (AIS) gegenüber.

In Kapitel 2, „Die Kodifizierungsphase des Toskanischen“ (S. 103–174), wird die eigentliche *Questione della lingua* des Italienischen behandelt, die man auf die Zeit zwischen 1524 (Erscheinungsjahr von TRISSINOS „Epistola de le lettere nuovamente aggiunte alla lingua italiana“; S. 106) und 1583 (Institutionalisierung des Modells der *tre corone* durch die Gründung der *Accademia della Crusca*; S. 103) festlegen kann. Es werden im Wesentlichen drei Modelle für die italienische Schriftsprache diskutiert: das zur damaligen Zeit bereits archaische Toskanisch der *tre corone* DANTE, PETRARCA und BOCCACCIO, propagiert vor allem von BEMBO in den „Prose della volgar lingua“, das schließlich als Distanzsprache institutionalisiert wird (vgl. S. 105); das Modell des Florentinischen des aktuellen Gebrauchs, das als Gegenmodell allerdings dadurch wegfällt, dass sich die Sprache der *tre corone* schon vor dem Ende der *Questione della lingua* in der Praxis durchsetzt und damit Teil des aktuellen Sprachgebrauchs wird (vgl. S. 106–107); das Modell der *lingua cortigiana* (TRISSINO, CASTIGLIONE), einer an den Fürstenhöfen verwendeten Mischsprache. DANTE ist wichtiger Bezugspunkt sowohl für die Befürworter der *lingua cortigiana* (vgl. S. 119) als auch für die Anhänger des toskanischen Modells (vgl. S. 124), weil DANTE in „De vulgari eloquentia“ einerseits das Modell einer Mischsprache ausdrücklich gegen das Toskanische propagiert, andererseits seine Beispiele für gute Dichtung (unbewusst) doch vor allem toskanisch sind. ELLENA stellt den Disput umfassend und vollständig dar. In diesem Abschnitt ist wenig zu den norditalienischen Varietäten zu sagen. Wie gesagt hatte sich das Toskanische schon während des Disputs de facto als Dichtersprache durchgesetzt, und auch CASTIGLIONES „Il libro del Cortegiano“ (1528), die Streitschrift für die *lingua cortigiana*, ist offenbar toskanisiert worden (vgl. S. 127). Daher haben negative Bewertungen norditalienischer Varietäten etwa bei MACHIAVELLI („Discorso o dialogo intorno alla nostra lingua“; S. 121) eigentlich weniger mit den sprachlichen Fakten zu tun. Sie betreffen eher den kulturellen und wirtschaftlichen Bereich, weil „der norditalienische Raum [...] im 16. Jahrhundert sicherlich einen großen Konkurrenten für die Toskana dar[stellt], die den Höhepunkt ihrer politischen und ökonomischen Macht zu jener Zeit schon überschritten hat“ (S. 124–125). Auch die Verteidigung der Bedeutung der norditalienischen Varietäten (etwa durch MUZIO bezüglich ihrer Rolle für die Entstehung der Volkssprachen) stellt in der Regel nicht in Frage, dass die Leitvarietät „ihre literarische Elaboration in

der Toskana erfahren hat“ (S. 132). Für die gesamte Zeit findet ELLENA nur einen einzigen Text (ACHILLINI, „Annotationi della volgar lingua“, S. 158–174), in dem eine norditalienische Varietät als distanzsprachliches Modell propagiert wird, und zwar erneut das Bolognesische verstanden als norditalienische Koiné (S. 165; Zusammenfassung der Argumente für das Bolognesische auf S. 167). Die allgemeine Anwendung der toskanisch geprägten Literatursprache wird dadurch erleichtert, dass die Vertreter der toskanischen Norm toskanische Muttersprachlichkeit nicht als notwendige Voraussetzung für den korrekten Gebrauch der Literatursprache ansehen (S. 138), im Gegenteil im Toskanischen eine Art *lingua franca* zur Überwindung der Diversität des italienischen Sprachraums sehen (S. 145). Interessant ist an dieser Stelle, dass (etwa bei BEMBO) eine „Verabsolutierung der *ars* zu Ungunsten der *natura*“ (S. 139) zu konstatieren ist, was das ursprünglich bei DANTE vorgebrachte Argument für den Gebrauch der Volkssprache gegen das Lateinische (DVE I, I) auf den Kopf stellt.

In Kapitel 3, „Von der Etablierung des toskanischen Modells bis zur Aufklärung“ (S. 174–233), wird der Fortgang des Disputs in der Zeit behandelt, in der das literarische Toskanisch durch Gründung der *Accademia della Crusca* (1582/1583) bereits als distanzsprachliches Modell institutionalisiert worden ist. Die anderen italienischen Varietäten werden nun nicht mehr als Konkurrenz, sondern als hierarchisch niedriger stehende „Dialekte“ aufgefasst (S. 175). Das ermöglicht es allerdings, den Dialekt einzusetzen, „um Nähesprache zu imitieren und Lokalkolorit oder humoristische Brechungen zu erzeugen“ (S. 177). Und der Mitbegründer der *Accademia della Crusca* und strenge Verfechter der toskanischen Norm LIONARDO SALVIATI führt in den „Avvertimenti della lingua sopra 'l Decamerone“ nach Ansicht von ELLENA Dialektformen und Übersetzungen einer Novelle aus dem „Decameron“ (vgl. S. 182–183) gerade zu dem Zweck an, um „den Reichtum der zeitgenössischen italienischen Volgari aufzuzeigen“ (S. 182), wodurch sie positiv konnotiert werden. (Zu ELLENAS Feststellung, dass selbst Puristen regionale Variation in der Aussprache der Schriftsprache toleriert haben [S. 186], ist anzumerken, dass es im 16. Jahrhundert auch noch nicht die Mittel für eine Normierung der Aussprache, geschweige denn für die Kontrolle der normgerechten Aussprache gegeben hat. Die Entwicklung einer nationalen Oralisierungsnorm ist im Prinzip erst durch die elektroakustischen Massenmedien des 20. Jahrhunderts möglich. MIGLIORINI [1994, 606] berichtet, dass selbst eine Persönlichkeit wie der Literaturhistoriker DE SANCTIS Ende des 19. Jahrhunderts noch erhebliche Schwierigkeiten mit der normgerechten Aussprache hatte.) Die Dokumentation der Dialekte schreitet voran: 1606 erscheint mit dem „Prissian da Milan della parnonzia Milanese“ von BIFFI (S. 197–202) die „früheste [umfassende und auch nach heutigen Kriterien weitgehend zutreffende Beschreibung] eines dialektalen Lautsystems“ (S. 202) und 1669–1691 mit dem „Vocabolario di alcune Voci Aretine fatto per (i) scherzo da Francesco Redi“ (S. 205–210) trotz des Titels das „erste überlieferte lexikographische Werk [...], in dem sich Ansätze zu einem gesamtitalienischen Dialektwörterbuch verwirklicht finden“ (S. 208). Abschließend werden zwei Werke behandelt, die erneut die Varietät von Bologna herausstellen. Während BANCHIERIS „Discorso della lingua bolognese“ (1629; S. 210–218) trotz einer passagenweise korrekten Darstellung und überzeugenden Argumentation insgesamt doch eher ein barockes „vade-mecum turistico-scolastico“ (S. 211) von Stadt und Universität Bologna mit humoristischem Unterton ist, stellen „Diologgia“ (1652) und „Vocabolista bolognese“ (1660) von MONTALBANI (S. 219–233) eine ausgewogene Bewertung und im Prinzip durchaus zutreffende sprachliche Beschreibung des Bolognesischen dar. Doch obwohl MONTALBANI dazu aufruft, das Bolognesische als Distanzsprache zu verwenden, kann daran gezweifelt werden, ob er es tatsächlich für ein durchsetzbares Konkurrenzmodell zum Toskanischen hält – zumal er die Abhandlungen selbst gar nicht in der propagierten bolognesischen Varietät verfasst. Somit sieht ELLENA in MONTALBANIS Werk vor allem eine Dokumentation der Leistungsfähigkeit dieser norditalienischen Varietät und ein Plädoyer für die Berücksichtigung regionaler Varianten in den Wörterbüchern der *Accademia della Crusca* (S. 233).

Teil III (S. 235–252) ist die „Zusammenfassung der Ergebnisse“. Besonders nützlich ist die Zusammenfassung der in den historischen Texten behandelten sprachlichen Merkmale (S. 246–248) und die Synopse der Argumente zur Verteidigung des Bolognesischen (Tabelle 3, S. 249).

Insgesamt zeichnet sich ELLENAS Studie durch exakte und aufmerksame Ausarbeitung aus. In formaler Hinsicht sind der elaborierte Stil und, es sei die Wertung erlaubt, das schöne Deutsch herauszustellen, zudem die umfangreiche Bibliografie, ein Sach- und ein Namensregister, das auffällige Fehlen von Tipp- und sonstigen Flüchtigkeitsfehlern und durch Erscheinen in der Reihe „Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie“ auch eine hochwertige materielle Ausstattung. Inhaltlich ist bemerkenswert, wie ELLENAS ein gleichermaßen hohes Niveau in Bezug auf die Präsentation und Erläuterung der Quellen (philologisch-historischer Aspekt), die Darstellung der Entwicklungslinien vom Lateinischen zu den verschiedenen italienischen Varietäten (vor allem nach ROHLFS historischer Grammatik) und die phonetischen Beschreibungen der Varietäten hält (letzteres eine große Herausforderung angesichts des Nebeneinanders von historischen Grafien, klassischer romanistischer Lauttranskription und API). Nur der Vollständigkeit halber sei auf wenige kleine Fehler hingewiesen: Auf Seite 113 wird die Apokope des unbetonten Auslautvokals und Verhärtung des dann finalen Obstruenten auch den Dialekten des Veneto zugeschrieben, was nicht zutrifft (vgl. auch ROHLFS 1966, § 300–302 und die entsprechenden Karten des AIS); auf Seite 123 wird im laufenden Text als „barbarische“ Form fälschlicherweise *ciance* (statt *zanze*) zitiert; auf Seite 199 wird die abweichende Aussprache des *b* im Deutschen mit der Auslautverhärtung in Verbindung gebracht (die aber in italienischen Dialekten ebenfalls weit verbreitet ist, siehe etwa S. 58, 188–189, 201 in ELLENAS Studie, aber auch die Karte *gobbo* in AIS I 187) statt mit der für das Deutsche spezifischen teilweisen Stimmlosigkeit des anlautenden *b* (API: [b̥]). Diese Kleinigkeiten mindern aber nicht die sehr positive Gesamtbewertung. Fazit: Das Buch ist nicht nur zum besseren Verständnis der Rolle der norditalienischen Varietäten geeignet, sondern als Einstieg auch jedem zu empfehlen, der sich mit anderen Fragestellungen mit der *Questione della lingua* beschäftigen will.

## LITERATUR

- AIS = JABERG, KARL / JAKOB JUD (1928–1940): Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. 8 Bde. Zofingen: Ringier.
- DVE = DANTE ALIGHIERI (1303–1306[?]) [2008]: *De vulgari eloquentia*. [Introduzione, traduzione e note di Vittorio Coletti. 7. Aufl. Milan: Garzanti.]
- HUNDT, MARKUS (2000): „Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz. Berlin/New York: Walter de Gruyter (Studia Linguistica Germanica. 57).
- KOCH, PETER / WULF OESTERREICHER (1990): *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*. Tübingen: Niemeyer.
- MIGLIORINI, BRUNO (1994): *Storia della lingua italiana*. Introduzione di Ghino Ghinassi. Milan: Bompiani.
- RABANUS, STEFAN / ALFRED LAMELI (2011): *L'immagine mentale dell'Italia linguistica*. In: *Rivista Italiana di Dialettologia* 35.
- ROHLFS, GERHARD (1966): *Grammatica storica della lingua italiana e dei suoi dialetti*. Fonetica, Traduzione di Salvatore Persichino. Turin: Einaudi.

Eriwan (Armenien)

STEFAN RABANUS

HILKE ELSÉN: *Grundzüge der Morphologie des Deutschen*. Berlin/Boston: De Gruyter 2011. 326 S. (De Gruyter Studium). € 24,95

HILKE ELSÉN: „Lehr- und Nachschlagewerk“ zur Flexions- und Wortbildungsmorphologie „orientiert sich gezielt an den neuen modularisierten Studiengängen“ (S. V) und bietet den Stoff im Rahmen von 14 Kapiteln, die als Unterrichtseinheiten für ein einsemestriges Seminar angelegt

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)  
© Franz Steiner Verlag Stuttgart

sind. Alle Kapitel weisen eine Unterteilung in die Abschnitte „Grundlagen“ und „Vertiefung“ auf, wobei jene für den Einführungskurs vorgesehen sind („Sie klären Termini und Grundfragen und üben wissenschaftliche Verfahrensweisen ein“), diese dagegen für „das Fortgeschrittenenseminar oder das Hauptseminar“ gedacht und auf „problemorientierte Diskussionen und diachrone Aspekte“ ausgerichtet sind (S. XXIII).

Die ersten beiden Kapitel sind der „Einführung“ gewidmet, wobei im Rahmen der „Grundlagen“ Morphemtypen, Wortbildungsarten und Fugenelemente sowie die Vorgehensweise bei morphologischen Analysen erläutert werden. Die folgenden Kapitel behandeln das Substantiv (3. Flexion, 4. Wortbildung I: Komposition und Affixoidbildung, 5. Wortbildung II: Derivation, 6. Wortbildung III: weitere Wortbildungsarten), die Kapitel 7–9 das Adjektiv (Flexion, Komposition und Affixoidbildung, übrige Wortbildungsarten), die Kapitel 10–12 das Verb (Flexion, nicht-derivative Wortbildungsarten, Derivation), Kapitel 13 thematisiert Adverb und Artikel, das abschließende Kapitel 14 andere Wortarten (Pronomen, Präposition, Konjunktion, Interjektion und Partikel).

Hinsichtlich des Anteils der beiden Bereiche Flexion und Wortbildung erweist sich das Buch allerdings als unausgewogen, denn die Darstellung der Flexionsmorphologie umfasst lediglich rund 50 Seiten. Man könnte sich das Buch auch sehr gut als reine Einführung in die Wortbildung vorstellen, denn gerade hier liegt die eigentliche Stärke der Darstellung: ELSEN bietet eine sehr lesenswerte und anregende Abhandlung der Wortbildung, die sich in mehreren Aspekten von anderen Darstellungen unterscheidet. So gelten hier „Affixbildungen“ (etwa *Affenhitze*, *bügelarm*), „implizite Derivation“ (etwa *Biss*, *Trank*), „Zusammenbildung“ (z. B. *Dickhäuter*, *schwerhörig*), „Zusammenrückung“ (etwa *kennenlernen*, *schnellstmöglich*) und „Wortgruppenlexembildung“ (etwa *Zweites Deutsches Fernsehen*, *Bayerischer Wald*) als eigene Wortbildungsarten. In der Verbwortbildung gelten trennbare Verbpartikeln (etwa *abarbeiten*, *vortanzen*) als Subklasse der Präfixe, und zur Gruppe der verbalen Komposita zählen Verbindungen mit trennbaren Substantiven, Adjektiven und Adverbien als Erstelement (etwa *teilnehmen*, *krankschreiben*, *herumlaufen*). Fugenelemente werden hier als „eine Art besonderes Morphem“ (S. 33) verstanden und von epenthetischen Einschüben (zum Beispiel *hoffentlich*) abgegrenzt. Auch wenn man nicht alle Auffassungen von ELSEN teilt, muss man zugestehen, dass die Autorin ihre Entscheidungen hinreichend begründet und zudem auf alternative Lösungen verweist. Diese problemorientierte, auch die Wortbildung von Pronomen, Präpositionen, Konjunktionen und Interjektionen einbeziehende Darstellung ist für Studierende sicherlich ein großer Gewinn, zumal viele (Analyse-)Beispiele gegeben und zu den kapitelabschließenden Übungsaufgaben im Anhang Lösungen angegeben werden. Positiv hervorzuheben sind schließlich auch die gebührende Berücksichtigung der Fremdwortbildung sowie die zahlreichen zusammenfassenden Übersichten, in denen beispielsweise Affixe mit ihren Wortbildungsbasen, Funktionen und ihrer Produktivität verzeichnet sind. Das Buch enthält zudem im Anhang ein Glossar morphologischer Termini sowie ein Sachregister, bedauerlicherweise aber kein Morphemregister.

Für eine eventuelle zweite Auflage sollte man jedoch einige Punkte berücksichtigen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> In den einführenden Kapiteln vermisst man Ausführungen zur Wortartklassifikation; die Behandlung des Artikels in Kapitel 13 zusammen mit dem Adverb ist nicht einsichtig und sollte in Abschnitt 14 (andere Wortarten) erfolgen; einerseits wird argumentiert, dass „Zahlwort“ keine Wortart sei (S. 272), andererseits wird in den Affixübersichten die Kategorie „Numerale“ verwendet; die Affix Tabellen bieten laut Überschrift einen Überblick über die „produktiven“ Wortbildungselemente, enthalten aber auch unproduktive (exogene) Affixe (beispielsweise S. 97: *-an*, S. 100 *-isse*); Wortbildungen wie *ebenda*, *woher* und *wohin* (S. 250) sind keine „Pronomen“, solche wie *inzwischen*, *also*, *fraglich* und *sodann* (S. 254) keine „Konjunktionen“; die Feststellung, dass das Präteritum im „täglich verwendeten gesprochenen Deutsch [...] praktisch nicht gebraucht [wird]“ (S. 176), trifft nicht für den gesamten deutschen Sprachraum zu. Formales: S. 50: „bei den starken Verben (recte: Substantiven)“; S. 55: „andererseits“ > andererseits; S. 58: „eine (recte: ein) zweites“; S. 93: „eingedeutsch“ > eingedeutsch; S. 95 u. a.: *topp-* > *top-*; S. 107: bei „Präfixkonversion“ sollte ein Verweis auf S. 217 erfolgen; S. 116: „Behagel“ > Behagel; S. 145: „Reduplikatvikompositum“ >



Ob die doppelte Struktur des Buches (Grundlagen, Vertiefung) tatsächlich für die Verwendung als Lehrbuch in zwei Seminarformen (Einführungskurs, Fortgeschrittenen-/Hauptseminar) geeignet ist, sei dahingestellt. Denn einerseits enthält der Vertiefungsteil auch Stoff, der als grundlegend gelten kann (zum Beispiel die Wortarten „Artikel“, „Interjektion“ und „Partikel“, die Wortbildungssemantik substantivischer Komposita oder die Prinzipien der Fremdwortbildung), ist andererseits für die Strukturierung eines Hauptseminars aber sehr disparat.<sup>2</sup>

Es spricht jedoch einiges dafür, ELSENS Darstellung gesamthaft als Begleitlektüre für einführende Seminare – vor allem zur Wortbildung – zu verwenden – und für diesen Zweck ist das Buch durchaus zu empfehlen.

Erlangen

PETER O. MÜLLER

STEPHAN ELSPASS / MICHAELA NEGELE (Hg.): Sprachvariation und Sprachwandel in der Stadt der Frühen Neuzeit. Heidelberg: Winter 2011. 251 S. (Sprache - Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik/Germanistik. 38). € 35,-

Die Einsichten, dass Sprachgeschichte immer auch eine Geschichte der sprachlichen Variation und des sprachlichen Kontakts ist und dass zum Verständnis von Sprachwandelprozessen ein Einblick in die Differenziertheit der zeitgenössischen kommunikativen Praxis auf der Folie gesellschaftlicher Prozesse notwendig ist, prägen die neuere Sprachgeschichtsforschung, die eine „äußere“ mit einer „inneren“ Sprachgeschichte verknüpft, um sprachliche Heterogenität unter historischer Perspektive nachzuzeichnen. Der vorliegende Band enthält zehn Einzelstudien, die „exemplarisch die mögliche Vielfalt der Sprachen, Varietäten, Register und Stile in deutschen und anderen europäischen Städten der Frühen Neuzeit“ (S. 7) darstellen sollen, wie die Herausgeber in ihrem einleitenden Text formulieren. Die Beiträge dokumentieren dabei die 26. Tagung des Internationalen Arbeitskreises „Historische Stadtsprachenforschung“, die im Oktober 2009 in Augsburg stattfand.

Die drei Themengebiete „Sprachliche Variation in Texten“, „Mehrsprachigkeit, Sprachkontakt, Sprachwechsel“ und „Sprache und Konfessionalisierung“, die den Herausgebern zur Strukturierung des Bandes dienen, lassen die städtische Textsortenvielfalt mit den jeweiligen sprachlichen Domänen in den Blick treten. Erfreulich ist die Präsenz von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern, die ihre Promotionsvorhaben oder auch Teilstudien aus größeren Projektzusammenhängen vorstellen wie beispielsweise aus der Nachwuchsforschergruppe

Reduplikativkompositum; S. 190: „Indogermanischen“ > Indogermanische; S. 194, 300: ein Quadrat ersetzt die Symbole für stimmlosen Frikativ beziehungsweise Schwa; S. 198: „Wortbildung 1“ > Wortbildung I.

<sup>2</sup>Folgende Vertiefungselemente sind vorhanden: 1. Einführung I: Sprachtypologie und Theorien (Strukturalismus, Generative Grammatik, Natürliche Morphologie, Grammatikalisierung, Soziolinguistik, Kognitive Morphologie); 2. Einführung II: Fremdwortbildung, Rektionskomposita, exozentrische Komposita, Volksetymologie; 3.–6. Substantiv: Geschichte der Flexion, Wortbildungssemantik der Komposita, Reduplikation, Kopulativkomposita, Affixoide, unproduktive heimische Suffixe, Fremddaffixe, implizite Derivation, Vertiefung weiterer Wortbildungsarten; 7.–9. Adjektiv: Komparation, besondere Adjektive, Abgrenzung von „Komposition“, nicht mehr ganz durchsichtige komplexe Adjektive, Fremddaffixe; 10.–12. Verb: Analogie, Allomorphie und Homonymie, Geschichte der Verbflexion, Problembereich „Kompositum“, Problembereich „Konversion“, Sonderfall „Partikelverb“, Valenz, Diachrones, Fremddaffixe; 13. Adverb und Artikel: Abgrenzungsprobleme des Adverbs zu andern Wortarten, Problemfall „Komposition“, historische Adverbbildung, Artikel (wird nur hier, nicht im Abschnitt „Grundlagen“ behandelt); 14. Andere Wortarten: Interjektion, Partikel (beide Wortarten werden nur hier, nicht im Abschnitt „Grundlagen“ thematisiert).

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

„Historische Formelhafte Sprache und Traditionen des Formulierens“ in Trier oder aus dem Projekt zur „Konfessionalisierung der Sprache in der Frühen Neuzeit“ in Münster. Neben diesen Beiträgen, die Detailanalysen auf den verschiedenen Sprachebenen bieten, stehen überblicksartige Bestandsaufnahmen, die bisher vernachlässigte Textsorten in den Blick rücken und auf Forschungsdesiderate aufmerksam machen.

HELMUT GRASER (Augsburg) lässt anhand der Bestände des Augsburger Stadtarchivs solche Texte Revue passieren, die als „Quellen vom unteren Rand der Schriftlichkeit“ geeignet sind, den Schreibgebrauch „einfacher“ Leute zu erhellen (S. 15–48). Dazu gehören Schmä- und Spottlieder, Pasquille, ein Erpresserbrief, Bestätigungsschreiben geheilter Patientinnen, Erlaubnisscheine zum Besuch der umliegenden Dörfer und Judengeleitzettel. „Ausgleichvorgänge in den Druckersprachen Augsburgs und Straßburgs“ untersucht MARTIN BEHR (Erlangen-Nürnberg) anhand der Überlieferung des Volksbuchs „Melusine“ (S. 49–77). Anhand typischer Charakteristika der Druckersprachen insbesondere mit Bezug auf die graphematische Ebene (Kennzeichnung der neuhochdeutschen Diphthongierung, Nukleussenkung alter Diphthonge) zeigt BEHR, dass die Augsburger Druckersprache eine größere Nähe zur neuhochdeutschen Standardsprache aufweist und variantenärmer ist als die Straßburger (vgl. S. 72). Die „Variation im Bereich der formelhafte Wendungen am Beispiel der Luxemburger Rechnungsbücher (1388–1500)“ (S. 79–95) betrachtet NATALIA FILATKINA (Trier) und macht dabei deutlich, dass über den gesamten Überlieferungszeitraum eine feste Grundstruktur durch unterschiedliche Formulierungen realisiert wird, wobei keine fortschreitende Entwicklung des Formelinventars feststellbar ist. Dem Desiderat einer syntaktischen Beschreibung des Mittelniederdeutschen widmen sich DORIS TOPHINKE und NADINE WALLMEIER (Paderborn). Sie skizzieren ein Projekt zur Beschreibung von „Textverdichtungsprozesse[n] im Spätmittelalter“ durch „syntaktische[n] Wandel in mittelniederdeutschen Rechtstexten des 13.–16. Jahrhunderts“ (S. 97–116). Am Beispiel konditionaler Relationen zeigen die Autorinnen die zeitbedingte Präferenz von Konstruktionsmustern, die „auf einen Wandel in der Konzeptualisierung der Rechtssachverhalte in der städtischen Rechtspraxis bzw. Rechtsschriftpraxis“ verweisen (S. 111).

In ihrem Beitrag „Die Stadt als Ort europäischer Mehrsprachigkeit: Erwerb und Vermittlung moderner Fremdsprachen in Augsburg im Zeitalter der Frühen Neuzeit“ (S. 117–162) umreißen KONRAD SCHRÖDER und JUDITH WALTER (Augsburg) die Mehrsprachigkeit der frühneuzeitlichen Städte. Am Beispiel Augsburgs wird gezeigt, dass der Handel (Fugger) sowie Politik und Religion (Reichstage) als Faktoren für den Fremdspracherwerb eine wesentliche Rolle spielten und mehrere Migrationswellen (30-jähriger Krieg, Französische Revolution) ursächlich für eine mehrsprachige städtische Gesellschaft waren. Anhand von Akten zu Bewerbungsverfahren von Sprachmeistern wird das Unterrichtsangebot konturiert, wobei insbesondere Französisch und Italienisch als Unterrichtssprachen hervortreten. Die Sprache von Migranten untersucht MANUELA BÖHM (Kassel) in ihrem Beitrag über „Sprachwechsel in der Stadt und auf dem Land – Struktur und Dynamik des Sprachkontakts bei Brandenburger Hugenotten vom 17. bis 19. Jahrhundert“ (S. 163–187). Durch den Vergleich der sprachlichen Situation in Berlin und in kleineren Orten Brandenburgs kann BÖHM nachweisen, dass der Akkulturationsdruck in ländlich strukturierten Gemeinden ungleich größer war als in Berlin, wo Französisch bei Adel und Bürgertum als Prestigesprache galt. Daraus resultierte in den ländlichen Gemeinden eine deutlichere Ausprägung von Sprachkontaktphänomenen. Dies wird beispielsweise dadurch deutlich, dass die Schreiber Usancen der Groß- und Kleinschreibung vom Deutschen auf das Französische übertrugen. Eine davon gänzlich verschiedene Sprachkontaktsituation beleuchtet MARIJA LAZAR (Hamburg) mit ihrem Beitrag „Über deutschen Einfluss und Eigendynamik in russischen Geschäftsbriefen der Petrinischen Epoche“ (S. 189–199), in dem sie skizziert, wie sich in den Briefen des russischen Adels das westliche Modell der nominalen Honorifikationen durchsetzt. Unter dem Titel „Hoch- und Niederdeutsch im mittelalterlichen Halberstadt. Probleme einer Erforschung der Sprachverhältnisse in der historischen Stadt“ (S. 201–220) beschreibt CATHERINE SQUIRES (Moskau) die sprachlichen Ausprägungen einer Sammlung von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften- und Druckfragmenten aus Halberstadt. Die Mehrzahl der Schriften ist in lateinischer Sprache verfasst. Bei den vernakularen Texten überwiegen niederdeutsch-mitteldeutsche

Mischformen, nachdem in einer frühen Phase mittelfränkische Handschriften aufgrund der Beziehungen des Halberstädter Doms zum Benediktinerorden in Werden (Ruhr) dominant waren.

Den Zusammenhang von Sprache und Konfession thematisieren die beiden letzten Beiträge des Bandes, die Dissertationsvorhaben im Rahmen eines Projekts zur Konfessionalisierung der Sprache in der Frühen Neuzeit an der Universität Münster vorstellen. SARAH HORSTKAMP (Münster) analysiert die „Konfessionalisierung der Sprache in Konversionsschriften des konfessionellen Zeitalters“ (S. 221–238) anhand einer protestantisch-lutherischen und einer katholischen Schrift auf text-, satz- und wortsemantischer Ebene und kann spezifische Textmuster und sprachliche Mittel herausstellen. Der Gegenstand von ANNA-MARIA BALBACHS (Münster) Beitrag sind „Grabinschriften der Frühen Neuzeit als Spiegel sprachlicher Konfessionalisierung“ (S. 239–251). Am Beispiel Augsburger Grabinschriften lassen sich exemplarisch deutliche konfessionelle Unterschiede in der Textstruktur nachweisen.

Der Band weist die Tagung des Internationalen Arbeitskreises „Historische Stadtsprachenforschung“ als ein Forum mit Werkstattcharakter aus, in dem vor allem laufenden Forschungsprojekten eine Präsentations- und Diskussionsplattform geboten wird. Dabei treten Sprachvariation und Sprachkontakt als Kristallisationspunkte aktueller Fragestellungen der historischen Stadtsprachenforschung hervor. Auch mit Blick auf frühere Dokumentationen des Arbeitskreises (vgl. MOULIN / RAVIDA / RUGE 2010) erweist sich die Diachronie der städtischen Mehrsprachigkeit als zukunftsweisendes Forschungsfeld.

#### LITERATUR

MOULIN, CLAUDINE / FAUSTO RAVIDA / NIKOLAUS RUGE (Hg.) (2010): Sprache in der Stadt. Akten der 25. Tagung des Internationalen Arbeitskreises Historische Stadtsprachenforschung. Luxemburg, 11.–13. Oktober 2007. Heidelberg: Winter.

Hamburg

INGRID SCHRÖDER

CLAUS EHRHARDT / HANS JÜRGEN HERINGER: Pragmatik. Paderborn: Wilhelm Fink/UTB 2011. 156 S. (LIBAC – Linguistik für Bachelor). € 14,90

HANS JÜRGEN HERINGER schreibt Lehrbücher. Derzeit vorliegend sind dies neben den Bänden zur interkulturellen Kommunikation (HERINGER 2010) und zur Textlinguistik (HERINGER 2011) auch Bände, die in der von ihm selbst herausgegebenen Reihe LIBAC (= Linguistik für Bachelor) erschienen sind. Dazu gehört der zur Morphologie (HERINGER 2009) und der gemeinsam mit CLAUS EHRHARDT verfasste und hier rezensierte zur Pragmatik.

In elf Kapiteln stehen die wesentlichen Bereiche linguistischer Pragmatik auf dem Programm: der Pragmatikbegriff in der „Einführung“, „Deixis und Anaphorik“, „Handeln, Sprechen und Kommunizieren“, „Was in Äußerungen steckt“, „Sprechakttheorie“, „Kommunikation als kooperatives Unterfangen“, „Verstehen, was gemeint ist“, „Gesprächsanalyse“, „Experimentelle Pragmatik“, „Kontrastive Pragmatik“ und „Interkulturelle Pragmatik“. Die letzten drei der mit maximal sechzehn Seiten recht kurzen Kapitel gehen dabei über den üblichen Stoff hinaus. „Literaturangaben“ (etwa fünf Seiten), ein „Kleines Glossar“ (74 Stichwörter auf etwa sieben Seiten) und ein dreiseitiges Register runden den Band ab.

Das Buch richtet sich an „Teilnehmer einführender Lehrveranstaltungen zur linguistischen Pragmatik und an Personen, die sich einen ersten Einblick in das Fachgebiet verschaffen möchten“ (S. 7). Berücksichtigt man dazu den Reihentitel, so ist die grundlegende Ausrichtung dieser Einführung wohl die eines Lehrmaterials. Die Anzahl der Kapitel würde es zudem erlauben, dieses Buch kapitelweise zur Planung einer Veranstaltung heranzuziehen.

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

Ob es allerdings inhaltlich zur Lehre und zum selbstständigen Lernen geeignet ist, erscheint zumindest in drei Punkten diskutabel.

Erstens setze laut den Autoren die „Lektüre des Buches [...] keine Fachkenntnisse voraus“ (S. 7). Dieses Entgegenkommen aber trifft einerseits natürlich nicht voll zu – etwa wenn vom „Garfinkeling“ als „kleinen kritischen Experimenten“ die Rede ist, in denen „das interkulturelle Märchen kleingekocht [wird], es sei im Deutschen furchtbar schlimm, wenn man sich nicht an diese Etikette [d. i. die passende Anredeform; d. Verf.] hält“ (S. 134) – und wird andererseits durch gezielte, über das ganze Buch verteilte Vag- und Gewagtheiten torpediert (etwa wenn weder Bezug noch Sinn der Marginalie „Eine Karikatur?“ [S. 134] klar ist), die zum Teil auch kleine Widersprüche beinhalten. So ist etwa im Fazit von Kapitel 4 zu lesen: „Was in einer Äußerung steckt, wurde hineingesteckt, und zwar so, dass der Partner es herausholen kann.“ (S. 56) Dies scheint aber doch das Transport- oder Containermodell der Kommunikation zu sein, das noch im dritten Kapitel als unzureichend zurückgewiesen wurde: „Das Transportmodell stellt menschliche Kommunikation nicht adäquat dar. Es ist unrealistisch [...]. Der Sinn muss im Kopf von B entstehen.“ (S. 36)

Ein den Studierenden (zumal in BA-Studiengängen) unterstellbares Bedürfnis nach prägnant kompakten Wissensblöcken wird zweitens zwar durch allgemein gute Verständlichkeit, durch übersichtliche Untergliederungen und durch einen einheitlichen Aufbau der Kapitel (WarmUp und Lernziele, Hauptteil, Exempel, Fazit und Aufgaben)<sup>1</sup> bedient sowie möglicherweise durch die Gewagtheiten in einen Leseanreiz umgewandelt, erfolgreiches Lernen qua Transfer aber durch anregend gemeinte, jedoch seltsam eigentümliche und oft wirklich schwer lösbare Aufgaben behindert, solange Studierende damit allein gelassen werden. Sie sind eher als Anstöße zu freiem Denken, denn als Aufgaben zur selbstständigen Überprüfung, Einarbeitung und Erweiterung von Wissen und Fähigkeiten zu sehen. Und damit eher für Dozenten zur Erbauung als für Studierende zum Üben geeignet. Wenn aber ein für lebendige Pragmatik offener Dozent diese gemeinsam mit den Studierenden angeht, mögen sie doch fruchtbar sein.

Störend wirkt der etwas laxer Umgang mit der Literatur, der in dreifacher Weise problematisch ist. So ist (1) etwa an einigen Stellen kein Verweis auf (und zwar auch für BA-Studierende) einschlägige Literatur zu finden, wo man einen erwarten könnte. Beispielsweise gibt es zwei Lehrbücher zur Einführung in die Sprechakttheorie (HINDELANG 2010 und STAFFELDT 2009), von denen aber keines im Kapitel zur Sprechakttheorie (noch nicht einmal bei der Vertiefungsliteratur) erwähnt ist.<sup>2</sup> Von den (durchaus auch didaktisch guten) Beispielen weiß man (2) häufig nicht, ob es sich um authentische oder konstruierte handelt. Manchmal kommen sie wie authentische daher und sind dann manchmal auch tatsächlich welche, wie eine auf Seite 90 zitierte Amazon-Rezension zu LEVINSON 2000, zwei ungewöhnliche Kontaktanzeigen (S. 91–92) oder die Beschreibung eines *Critical-incidents* (S. 136). Und manchmal sind es auch welche aus anderen Quellen,<sup>3</sup> die modifiziert wurden. Etwa das Beispiel (23) (S. 68), das aus einem in der Literatur häufig besprochenen Transkript von MARTENS (1974, 196–199) stammt (vgl. hierzu auch HAGEMANN / ROLF 2001, 890). Von denen können die Studierenden allerdings nicht wissen, dass sie aus anderen Quellen stammen oder bereits häufig anderswo diskutiert wurden. Und genau dies behindert wiederum einen ansonsten eingeforderten mündig freiheitlichen Umgang mit den Themen des Buches durchaus. Schließlich fehlen (3) manchmal Hinweise auf Standardwerke selbst dann, wenn im

<sup>1</sup> Die letzten beiden tauchen allerdings im Inhaltsverzeichnis nie auf. Es entsteht der Eindruck, als seien sie als gezählte Abschnitte jeweils hinzugefügt worden, ohne dass das Verzeichnis aktualisiert worden wäre.

<sup>2</sup> Verweise auf und Auseinandersetzungen mit anderer Literatur sind spärlich. Vielleicht ist dies im Zusammenhang mit der BA-Ausrichtung zu sehen: Wissen zu einem bestimmten Bereich soll über ein BA-Buch in Grundzügen schnell erwerbbar sein. Aber: Wozu dienen dann Vertiefungsangaben überhaupt?

<sup>3</sup> Direkt übernommene Beispiele aus anderen Quellen sind aber – damit hier keine Missverständnisse entstehen – ordentlich ausgewiesen. So etwa alle Transkriptbeispiele oder Forenbeiträge und so weiter.

Text etwas als Desiderat hingestellt wird, was darin längst angegangen wurde. Das betrifft zum Beispiel den fehlenden Hinweis auf ROLF (1994), der die folgende Forderung in Bezug auf die GRICE'SCHEN Maximen erfüllt: „Wir müssen sie erweitern, damit sie für alle anderen [d. i. nicht nur die assertiven Akte; d. Verf.] auch gelten.“ (S. 76) Aber Hinweise auf fehlende Literatur sind als Standardbaustein kritischer Rezensionen billig.

Diskutabel zu sein heißt, dass die hier angesprochenen Punkte auch anders gewertet werden können: Das Buch ist kurz. Es ist anregend und lesbar geschrieben. Die Beispiele sind knapp und didaktisch funktional. Die Aufgaben bieten jenseits starrer Einübung ein gutes Erarbeitungspotential.

Kurzum: Möglicherweise ein polarisierendes Lehrbuch – aber so ist das, wenn HERINGER mit EHRHARDT ein Pragmatik-Lehrbuch schreibt.

#### LITERATUR

- HAGEMANN, JÖRG / ECKARD ROLF (2001): Die Bedeutung der Sprechakttheorie für die Gesprächsforschung. In: BRINKER, KLAUS / HERBERT ERNST WIEGAND (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Band 2. Berlin/New York: De Gruyter, 885–896.
- HERINGER, HANS JÜRGEN (2009): Morphologie. Paderborn: Wilhelm Fink/UTB. (LIBAC – Linguistik für Bachelor).
- HERINGER, HANS JÜRGEN (2010): Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte. 3. Aufl. Tübingen: A. Francke/UTB.
- HERINGER, HANS JÜRGEN (2011): Texte analysieren und verstehen. Eine linguistische Einführung. Paderborn: Wilhelm Fink/UTB. (LIBAC – Linguistik für Bachelor).
- HINDELANG, GÖTZ (2010): Einführung in die Sprechakttheorie. Sprechakte, Äußerungsformen, Sprechaktsequenzen. 5. Aufl. Berlin/New York: De Gruyter.
- LEVINSON, STEPHEN C. (2000): Pragmatik. Neu übersetzt von Martina Wiese. Tübingen: Niemeyer.
- MARTENS, KARIN (1974): Sprachliche Kommunikation in der Familie. Kronberg/Ts.: Scriptor.
- ROLF, ECKARD (1994): Sagen und Meinen. Paul Grices Theorie der Konversations-Implikaturen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- STAFFELDT, SVEN (2009): Einführung in die Sprechakttheorie. Ein Leitfaden für den akademischen Unterricht. 2. Aufl. Tübingen: Stauffenburg.

Würzburg

SVEN STAFFELDT

LIVIO GAETA / BARBARA SCHLÜCKER (Hg.): Das Deutsche als kompositionsfreudige Sprache. Strukturelle Eigenschaften und systembezogene Aspekte. Berlin/Boston: De Gruyter 2012. 241 S. (Linguistik – Impulse & Tendenzen. 46). € 99,95

Dieser Sammelband vereint Beiträge, die die Komposition des Deutschen aus verschiedenen Perspektiven beleuchten. Komposita sind in den Sprachen der Welt sehr weit verbreitet und stellen gleichzeitig das wichtigste Wortbildungsmuster des Deutschen dar. Trotzdem fehlt es an eindeutigen Definitionen und klaren Abgrenzungen gegenüber anderen morphologischen Mustern bzw. Syntagmen. BARBARA SCHLÜCKERS Einführung geht genauer auf diese Probleme ein, auch auf Produktivitätsunterschiede zwischen den Subklassen der Komposita und mögliche Gründe dafür. Der Überblick über die diachrone Entwicklung der Zusammensetzungen zeichnet die Entstehung der eigentlichen und uneigentlichen Komposita im Deutschen nach. Es folgt eine Zusammenstellung verschiedener formaler und semantischer Aspekte. Die Autorin befasst sich dabei auch mit Klassifikationsmöglichkeiten und Abgrenzungsproblemen, die etwa durch die Affixoide entstehen oder durch Zusammenbildungen, Zusammenrückungen und Phrasenkomposita. Weiterhin wird der Frage, ob es verbale Komposita gibt, ein Abschnitt gewidmet. Abschließend stellt die Autorin die weiteren Beiträge des Bandes vor.

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)  
© Franz Steiner Verlag Stuttgart

Die Studie von Martin Neef und Susanne Borgwaldt konzentriert sich auf die Fugenelemente in okkasionellen N+N-Komposita. Datenbasis sind Benennungen aus einer experimentellen Erhebung. Anhand von 30 Chimärenbildern sollten die Versuchspersonen neue Wörter bilden. Diese Bilder stellen nichtexistierende Gegenstände beziehungsweise Lebewesen dar, beispielsweise ein Schafkörper mit einem Affenkopf. Die Autoren vertreten die Ansicht, dass Fugenelemente im Deutschen nicht funktional erklärt werden können. Mithilfe der experimentell gewonnenen Neubildungen zeigen sie, dass die Fuge teilweise den Unterschied zwischen kopulativer und determinativer Lesart markiert. Hauptsächlich wird die Wahl der Fuge jedoch von der produktiven Kompositionsstammform gesteuert.

Der Artikel von CARMEN SCHERER betrachtet die Möglichkeiten der Schreibung von N+N-Komposita anhand eines optimalitätstheoretischen Ansatzes. Hier stehen vor allem die nicht normgerechten Möglichkeiten mit Binnenmajuskel, mit Apostroph oder auch Getrennschreibung sowie Bindestrichvarianten im Vordergrund, die sich auf unterschiedliche Schreibstrategien zurückführen lassen. Einerseits werden morphologische Grenzen durch eine spezielle Schreibung markiert, was zu unterschiedlichen Trennungen führt. Andererseits soll das Wort als Einheit wahrgenommen werden, was zur traditionellen Zusammenschreibung führt. Schließlich sind Kompromisslösungen möglich.

Auch BETTINA MORCINEK behandelt orthografische Aspekte. Sie stellt die historische Entwicklung der Schreibung der Substantiv-Verb-Verbindungen auf der Basis von Wörterbuchdaten aus der Zeit von 1750 bis 1996 vor. Die Autorin zeichnet dabei die Herausbildung der Zusammenschreibung nach, die im Wesentlichen zum Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzt. Als Gründe für eine vermehrte Zusammenschreibung führt sie verstärkende Substantive wie *Haushalt* zu *haushalten* oder *Bergsteiger* zu *bergsteigen* an. Außerdem ist in dem behandelten Untersuchungszeitraum die Menge der Beispiele, die sich auf eine Präpositionalphrase mit Verb zurückführen lassen, stark gestiegen, vgl. *eislaufen* < *auf dem Eis laufen*. Hier setzt die Autorin ein starkes Muster als Vorlage für Analogiebildungen an. Den normierenden Einfluss des Duden von 1929 kann sie aber letztendlich nicht ausschließen.

Im Beitrag von GISELA ZIFONUN stehen Suffixoide als Singulativ- und Kollektivmarkierung im Mittelpunkt. Sie sieht einige Suffixoide systematisch als Ausdruck von Nominalaspekt. Die Studie betrachtet verschiedene ehemalige Kompositionsglieder mit unterschiedlichen Grammatikalisierungsgraden, wobei die Kollektivmarker stärker grammatikalisiert sind als die Individuativmarker.

Gegenstand von SUSAN OLSENS Ausführungen ist die Rolle des mentalen Lexikons für das Verständnis von Komposita am Beispiel von Bildungen mit *Ecke* und *Abend*. Sie plädiert für eigene Einträge der Kompositionsglieder als gebundene Formen im mentalen Lexikon neben einem Eintrag des Gesamtausdrucks und wiederkehrender Kompositionsmuster.

BJÖRN ROTHSTEIN geht von der Möglichkeit eines nominalen Tempus aus. Er behandelt temporale Markierungen bei Nominalkomposita und nimmt an, dass Bildungen mit *alt* ihre unterschiedlichen Lesarten auf pragmatisch-kontextueller Basis erhalten. Der Autor schlägt vor, solche Kompositionsglieder im Rahmen eines diskursbasierten Ansatzes monosem zu analysieren in Anlehnung an die verbale Tempusmarkierung, so dass die Vagheit kontextuell aufgelöst wird.

Der Artikel von LIVIO GAETA und AMIR ZELDES untersucht die Generierung und die Interpretation von N+N-Komposita synchron. Offenbar besteht eine enge Verbindung zwischen syntaktischen Mustern und der Bildung von Komposita insofern, als solche Muster die Grundlage für das Verständnis der Beziehung zwischen Kompositionsgliedern liefern. Darüber hinaus sind viele dieser Muster als Konstruktionen anzusetzen, die im mentalen Lexikon gespeichert sind und als prototypische Vorlage für neue Beispiele dienen, was an die Leitgedanken der Konstruktionsgrammatik erinnert. Neue Komposita beruhen nach Ansicht der Autoren sowohl auf syntaktischen Strukturen als auch auf wiederholten morphologischen Mustern. Dieser Vorstellung liegt die Annahme zugrunde, dass sich die Bedeutung einer Einheit auch in einer speziellen Distribution niederschlägt, dass sich die Interpretation von *Holzisch* also auf ein wiederkehrendes Muster *Tisch aus Holz* gründet. Zur Überprüfung der Hypothese wurden aus einem Textkorpus 1891 Komposita extrahiert, Entsprechungen wie Präpositionalphrasen gesucht und die jeweiligen Häufigkeiten ermittelt. Es zeigten sich deutliche Korrelationen, die darauf schließen lassen, dass

häufige syntaktische Phrasen (*Raum für Computer*) bei der Interpretation der Bedeutung eines Kompositums (*Computerraum*) helfen. Speziell bei Rektionskomposita, für die solche Korrelationen oft fehlen, werden hingegen frequente lexikalische Muster als Grundlage für Analogiebildung angesetzt, vergleiche *Nachrichtensammler < X + Sammler*.

Im Schlussbeitrag gehen WOLFGANG U. DRESSLER und KARLHEINZ MÖRTH in einer ebenfalls korpusbasierten Untersuchung auf mögliche Zusammenhänge zwischen Wortbildungsproduktivität und textlinguistischen Strategien ein. Sie nehmen an, dass produktive Kompositionsmuster eine bevorzugte Rolle in textuellen Beziehungen spielen, beispielsweise zwischen Texten und ihren Titeln vor allem in kataphorischer und anaphorischer Funktion. Die Autoren ermittelten zunächst in 700 digitalen Texten aus einer Zeitschrift die Nominalkomposita in Titeln und durchsuchten dann die dazugehörigen Texte nach diesen Komposita und ihren Konstituenten. Es zeigte sich, dass je produktiver und transparenter ein Kompositum ist, es desto häufiger zur Textverflechtung genutzt wird. Dabei handelt es sich meistens um kataphorische Verwendung, für die wiederum das Erstglied eines Kompositums wichtiger ist als das Letztglied.

München

HILKE ELSÉN

ANNE-KATHRIN GÄRTIG / ALBRECHT PLEWNIA / ASTRID ROTHE: *Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache 2010. 309 S. (amades. Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache. 40). € 27,-

Thematisch ist der vorliegende Band in die Ethnolinguistik und hier insbesondere in die Ethnodialektologie einzuordnen. Ähnlich wie im Projekt „Sprachvariation in Norddeutschland“ (SiN) und anderen Projekten wurden linguistische Laienkonzepte eruiert und analysiert.

Basierend auf einer per Zufallsverfahren erstellten repräsentativen Stichprobe von 2.004 Personen wurden im Rahmen des Projekts „Erkundung und Analyse aktueller Spracheinstellungen in Deutschland“ vom Institut für Deutsche Sprache (IDS) und der Universität Mannheim bundesweit aktuelle laikale Einstellungen überwiegend zum Deutschen erhoben und mit verschiedenen demografischen Daten korreliert. Die Erhebung wurde vermittelt eines Fragebogens, der über sechzig Fragen zur Spracheinstellung der deutschen Standardvarietät, zur regionalen Sprachvarianz, zur Mehrsprachigkeit in Deutschland und deren Entwicklung, zum generellen Zustand des Deutschen und anderen Sprachen sowie deren Verhältnis zur deutschen Sprache enthielt, durchgeführt. In ihrem Band mit insgesamt 492 Diagrammen und 78 Tabellen beschränken sich die Autoren bewusst auf die reine Darstellung, verzichten auf jegliche Interpretation (vgl. S. 8–9) und stellen somit lediglich eine Fülle von Basisinformationen bereit, die in andere Forschungsprojekte einfließen und dann dort interpretiert werden können.

Der Band ist in insgesamt vier verschiedene Themenblöcke unterteilt. Jeder hat eine ähnliche Strukturierung: So wird zu jeder Antwort jeweils eine Gesamtdarstellung in Form eines Diagramms geliefert. Um bestimmte Perspektivierungen vornehmen zu können, werden anschließend Teilstichproben präsentiert, die die Aussagen der Sprecher mit bestimmten Parametern wie sozio-demografischen Merkmalen (etwa Alter, Geschlecht, Herkunft, Bildung) korrelieren.

Der erste thematische Block dokumentiert generelle Einstellungen zur deutschen Sprache. Des Weiteren werden mithilfe vorgegebener Skalen unterschiedliche Attitüden zum Standarddeutschen, Bairischen und Sächsischen – „zwei sehr prominente und tendenziell polarisierende dialektale Varietäten des Deutschen“ (S. 28) – elizitiert und deren Eigenschaften von den Befragten zugeschrieben. Dabei werden jedoch nur die Herkunft und der derzeitige Wohnort der Befragten und deren Bewertung der beiden Dialekte aufeinander bezogen, auf eine Verknüpfung zwischen diesen sozialen Parametern und dem Standarddeutschen dagegen verzichtet. Untersuchungen des SiN-Projekts zeigen indessen, dass diese Korrelationen durchaus von Relevanz sein können. Der

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

zweite thematische Block konzentriert sich auf Fragen zur Kompetenz, Gebrauch und Verbreitung der Dialekte des Deutschen. Die Kompetenz dialektaler Varietäten in den nördlichen Bundesländern stimmt mit der im Jahre 2007 durchgeführten Studie des Instituts für niederdeutsche Sprache (INS) überein. So ist die Niederdeutschkompetenz in Nordrhein-Westfalen, Brandenburg und Sachsen-Anhalt abnehmend. Auch im Bezug auf das Alter liegen bei der Dialektkompetenz ähnliche Ergebnisse vor: Vor allem ältere Sprecher weisen eine höhere Dialektkompetenz auf (vgl. MÖLLER 2008, 32). Der dritte Themenblock behandelt Fragestellungen zum Sprachwandel, zur Sprachpflege und Sprachpolitik. Die schon häufig in öffentlichen und wissenschaftlichen Diskursen angesprochenen Punkte spiegeln neben der Wahrnehmung der Befragten auch den allgemeinen Forschungsstand wider. Im letzten Block werden nicht-deutsche Sprachen thematisiert und bewertet. Neben Deutsch als Zweitsprache ist außerdem der Fremdspracherwerb Gegenstand des Themenblocks sowie nicht zuletzt die spezielle Rolle des Englischen.

Die Darstellungsweise der Untersuchung ist im Allgemeinen sehr anschaulich. Ein wesentlicher Schwachpunkt dieser Untersuchung liegt allerdings in der Zuordnung der Dialekte nach Bundesländern und nicht nach Dialekträumen (vgl. S. 48–51), was insbesondere für Nordrhein-Westfalen, Brandenburg und Sachsen-Anhalt, aber auch für andere Bundesländer problematisch ist. So wäre zum Beispiel zu fragen, ob und inwieweit die traditionellen Basisdialekte selbst bei Nicht-Dialektsprechern die Attitüden zum Standarddeutschen und anderen deutschen Varietäten beeinflussen. Und schließlich ist nicht minder fraglich, inwieweit sich die Befragten bei der Frage nach der Einstellung zu den Varietäten Bairisch und Sächsisch an den vorhandenen Dialekträumen orientieren oder diese mit den Bundesländern gleichsetzen. Diese Einteilung mag überraschen, da Arbeiten von ANDERS (2010) und ELMENTALER et al. (2006) zeigen, dass Sprecher sehr wohl ein varitatives Sprachraumkonzept, welches nicht mit Landesgrenzen gleichzusetzen ist, im Kopf haben.

Abschließend ist festzustellen, dass diese Publikation für weitere Untersuchungen eine sehr gute Grundlage zur Analyse wahrnehmungsdialektologischer Fragestellungen bilden kann.

#### LITERATUR

- ANDERS, CHRISTINA ADA (2010): Die wahrnehmungsdialektologische Rekodierung von laienlinguistischem Alltagswissen. In: ANDERS, CHRISTINA ADA / MARKUS HUNDT / ALEXANDER LASCH (Hg.): *Perceptual Dialectology – Neue Wege der Dialektologie*. Berlin/New York: De Gruyter, 67–88.
- ELMENTALER, MICHAEL / JOACHIM GESSINGER / JÜRGEN MACHA / PETER ROSENBERG / INGRID SCHRÖDER / JAN WIRNER (2006): Sprachvariation in Norddeutschland. Ein Projekt zur Analyse des sprachlichen Wandels in Norddeutschland. In: VOESTE, ANJA / JOACHIM GESSINGER (Hg.): *Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie*. Bremen: OBST (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. 71). 159–178.
- MÖLLER, FRERK (2008): Plattdeutsch im 21. Jahrhundert. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Mit einem Aufsatz von Michael Windzio. Leer: Schuster (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache. 34).

Bielefeld

MEIKE GLAWE

RAINER HÜNECKE / KARLHEINZ JAKOB: Die obersächsische Sprachlandschaft in Geschichte und Gegenwart. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2012. 361 S. (Sprache – Literatur und Geschichte. 42). € 58,–

Das Desiderat einer umfassenden Darstellung der sächsischen Sprachgeschichte ist hier noch nicht erfüllt, doch enthält dieser Band interessante Beiträge, die „zunächst für eine Ringvorlesung an der Technischen Universität Dresden“ (S. 8) bestimmt waren und das Interesse wieder auf

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart



diese wichtige Sprachlandschaft lenken können. Die elf Studien beziehen sich auf die „Genese“ sowie die „auto- und heterostereotype Bewertung“ (S. 7) des Sächsischen. Leider fehlt ein Forschungsbericht über den Anteil des Slawischen am Namen- und Wortschatz dieser Region.

Einen „Überblick über die Entstehungsgeschichte“ des ostmitteldeutschen Sprachraums und „die Bedeutung für das Neuhochdeutsche“ bietet HANS ULRICH SCHMID (S. 9–25). Hingewiesen wird hier auf „die zunächst strategisch motivierte Ostexpansion“ (S. 9) König Heinrichs I., der in den von slawischen Stämmen besiedelten Gebieten – zur Herrschaftssicherung und als Schutz vor den Einfällen der Ungarn – Burgen errichten ließ, vor allem die Burg Meißen (929). „Zunächst im Meißener Gebiet etablierte sich allmählich eine deutschsprachige Population, denn die zunächst aus Burgbesatzungen, Adligen und Geistlichen bestehende Schicht“ (S. 10) förderte die Ansiedlung von im Westen des Reiches angeworbenen Handwerkern und Bauern. Insgesamt erfolgten wohl erst seit dem 12. Jahrhundert stärkere west-östliche Siedlerbewegungen und Ausweitungen alter Siedlungskerne. Leider sind „Einzelheiten des Siedlungsprozesses nur in Ausnahmefällen aus Quellen bekannt“ (S. 12), wobei volkssprachliche Zeugnisse nicht vorliegen, abgesehen von einigem latinisierten Wortgut (z. B. 1152 *Sculthetum* S. 17) sowie von Orts- und Personennamen. Deutsche Texte (zunächst Urkunden und Rechtsbücher)<sup>1</sup> finden sich erst seit dem 13. Jahrhundert, als sich auch die Gründung von Städten und städtischen Schreibstuben auszuwirken begann, zum Beispiel von „Leipzig, das um 1165 formal zur Stadt erhoben worden ist“ (S. 15), dann Fernhandelsmarkt und 1409 Universitätsstadt wurde. Für die Siedlungsbewegung vermochte die Dialektgeografie, wichtige Erkenntnisse zu gewinnen. Gestützt auf „Georg Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches (1887–1923)“ und mit „geschichtsgeographischer“ Allianz sah sie sich in der Lage, „in idealisierender Abstraktion“ (LERCHNER 1997, 15) die Siedlungsbahnen sowie die Entwicklung im mitteldeutschen Osten zu erschließen. SCHMID referiert hier die Thesen von THEODOR FRINGS (1936/1938), dem wesentliche Einsichten zu verdanken sind. Doch bestreitet der Verfasser, dass es schon zu einer „Ausgleichsprache der Siedler“ (S. 21) gekommen sei, als Grundlage der weiteren Entwicklung zur neuhochdeutschen Schriftsprache. „Das älteste ostmitteldeutsche Verwaltungsschrifttum basiert sprachlich aber wohl nicht auf den Mundarten der Siedler, sondern knüpft an schreibsprachliche Traditionen [...] an.“ (S. 24) Leider erwähnt der Verfasser nicht, dass FRINGS später schreibsprachlichen Ausgleichsvorgängen mehr Bedeutung zuerkannte: „das Geschriebene und Gesprochene der Oberschicht, zumal die Stadt, wählt aus [...], hat stark südlich-mainischen Charakter“ (FRINGS 1956, 7–8).

Eine wichtige Ergänzung bietet der Beitrag von JÜRGEN ERICH SCHMIDT (S. 57–94), der „das Obersächsische im Rahmen der Marburger Grundlagenwerke zur Sprachgeographie“ (S. 57) behandelt. Er zitiert unter anderem ALFRED LAMELI, dessen Habilitationsschrift „alle 66 raumbildenden Variablen der deutschen Dialekte [...] berücksichtigt“ (S. 73). Das Ergebnis der Analyse ist „frappierend, gerade auch in seiner Übereinstimmung mit den Frings’schen Annahmen“ (S. 74) auf Grund ausgewählter Kennformen. Allerdings kam es

zu keinem durchgreifenden Ausgleich auf der Ebene der Dialekte. Wichtiger ist jedoch, dass hier auf engstem Raum ein hinsichtlich der kommunikativen Reichweite ideales „Variantenreservoir“ vorlag, mit dem die obersächsischen Schreiber der frühen Neuzeit in ihrer mündlichen Nahkommunikation [...] vertraut wurden [...], um im Rahmen der Schriftlichkeit eine überregionale deutsche Ausgleichssprache zu schaffen (S. 75).<sup>2</sup>

Dafür boten die obersächsischen Dialekte „aufgrund [...] ihrer phonologischen und morphologischen Merkmale die optimale Voraussetzung“ (S. 86).

Anhand von Bittbriefen des 19. Jahrhunderts (aus dem Archiv der Kleinstadt Tharandt bei Dresden) versucht RAINER HÜNECKE einen Einblick in das „Sprachhandeln von ‚kleinen Leuten‘“

<sup>1</sup> Proben der dann entwickelten Vielfalt von Textsorten bei ERBEN (1961).

<sup>2</sup> Zur Behördenorganisation vgl. SCHMITTS (1966, 165) Feststellung, dass in großen Kanzleien „Konzept und Reinschrift gewöhnlich von verschiedenen Händen stammen“. Das Konzept wurde „nicht selten“ vom Empfänger der Urkunde vorgegeben und dann „mehr oder weniger korrigiert“ (SCHMITT 1966, 165).

(S. 53) zu geben. Sie unterscheiden sich in der Vertrautheit mit der „schriftsprachlichen Leitvarietät“ (S. 51). In 48 (von 79) Texten konnten „keine regionaltypischen Merkmale beobachtet werden“ (S. 52). „Einige Schreiber sind [...] sensibel für bestimmte mundartliche Erscheinungen“ (S. 53), zum Beispiel die Lenisierung von *p*, *t*, *k*, die sie zum Teil hyperkorrekt zu vermeiden versuchen.

„Erste Teilergebnisse“ (S. 143) der Analyse eines „audiovisuellen Korpus ‚Hochwasser 2002‘“ (S. 143), also des Sächsischen im Fernsehen, legen RAINER HÜNECKE, EVELYN KOCH und XAVER KOCH vor, wobei vor allem die „Hypothese einer einheitlichen obersächsischen Umgangssprache“ (S. 163) überprüft wird. Es werden „ausgewählte sprachliche Variablen mit sozialen und funktionalen Parametern korreliert“, um Aussagen über die „Vorkommenshäufigkeit bestimmter sprachlicher Merkmale“ (S. 153) und über Unterschiede in der „Ausprägung von Regionalität“ (S. 157) zu ermöglichen.

Einen Beitrag zur „Wahrnehmungsdialektologie“ (S. 291) bietet CHRISTINA ADA ANDERS, deren Dissertation (2010) das Obersächsische im Alltagsverständnis linguistischer Laien untersucht hat, gegründet auf Datenerhebungen durch Fragebögen und Interviews. Offensichtlich war es für die Befragten schwierig, das Obersächsische durch „konzeptspezifische Merkmale“ (S. 308) von anderen Dialektkonzepten eindeutig abzuheben. Hingegen konnten „Randregionen“ (Vogtland, Erzgebirge, Lausitz) „deutlich spezifischer konzeptualisiert werden“ (S. 309).<sup>3</sup> Nach Einschätzung der Befragten wird in Sachsen „nicht überall ein und dasselbe Obersächsisch gesprochen“ (S. 304). Offen bleibt hier die Frage der „situativen Sprechweisen“ (S. 313), der situationsabhängigen „Variabilität“ (S. 152).

ROLAND KEHREIN berichtet von Hörtests unterschiedlicher deutscher Sprachproben: „Es gibt also bei keinem der Informanten ein klares, vom Sächsischen abgrenzbares Konzept von Thüringisch“ (S. 254). Darüber hinaus kommt es zu „falschen Verortungen von Sprachproben“, weil „Teile der regionalsprachlichen Varianten, die in den Sprachproben aus dem Thüringischen, dem Schwäbischen und dem Moselfränkischen enthalten sind, mit Merkmalen [...] der obersächsischen Sprachprobe [...] übereinstimmen“ (S. 251). Erstaunlich ist, dass auch bei Beachtung der Sprechmelodien, „ostmitteldeutsche Dialekte schlecht identifiziert worden“ (S. 283) sind, wie BEAT SIEBENHAAR berichtet. Offenbar ist „die Erkennung aufgrund prosodischer Merkmale allein schwierig“ (S. 258). Annäherndes Zutreffen von Regionalitätseinschätzungen hängt wohl oft von der individuellen Vertrautheit mit Sprechern aus anderen Sprachlandschaften ab. ALFRED LAMELI sieht daher mit Recht die Klärung solcher „direkter oder indirekter Einflussfaktoren“ (S. 137) vor, wenn es um Erkundungen geht, wie die sächsische Sprachlandschaft durch linguistische Laien aus Westdeutschland konzeptualisiert wird.

Dass es Urteile über beliebte und unbeliebte Dialekte gibt und diese sich ändern können, macht MARKUS HUNDT an der Einschätzung des Obersächsischen deutlich, das „vom Vorzeigedialekt zum Stigmadialekt wurde“ (S. 214). Die anfängliche Wertschätzung erklärt sich daraus, dass „das sog. meißnische Deutsch die Leitvarietät“ (S. 205) oder zumindest deren „Basis“ (S. 204) im Standardisierungsprozess der neuhochdeutschen Schriftsprache wurde, durchgesetzt nicht zuletzt durch „Luthers Schriften“ (S. 205), vor allem LUTHERS Bibelübersetzung, die –vielzitiert, durch Qualität und historische Umstände begünstigt – „zwischen dem niederdeutschen Norden und dem hochdeutschen Süden vermittelt“ (ERBEN 1985, 47) hat. Das Sächsische gewann dann geradezu den Rang einer „Prestigevarietät [...], wie es von den vornehmen, bildungsbürgerlichen Teilen der oberen Klassen und des sächsischen Hofes gesprochen wurde“ (S. 204). Aber „mit der Übernahme der politischen und kulturellen Führung durch Preußen [...] war der Prestigeverfall des Meißnischen besiegelt“ (S. 206). Dafür gewann „die norddeutsche, schriftnahe Aussprache jeweils an Prestige“ (S. 205). Das „Negativprestige“ (S. 206) des Sächsischen verfestigte sich zeitweilig nach 1945, „wurde mit ihm doch häufig die Sprache der SED-Politbürokraten assoziiert“ (S. 206).

<sup>3</sup> Vgl. BERGMANN (1986, 9) lexikografischen Befund: „Es gibt kein einziges Wortbeispiel für diese gesamt-sächsische und nur-sächsische Verbreitung“, doch für das Vogtländische, Westergbergische oder Lausitzische „würden sich Kennwörter finden“ (BERGMANN 1986, 10), ebenso für das Meißnische.

Aber HELMUT SPIEKERMANN glaubt bei seinem „Versuch zur Visualisierung von Sprachbewertungen“ (S. 315), wobei Studierende (Dresden, Kiel, Freiburg) Tonbeispielen von Dialektproben eine Farbe oder Form assoziativ zuordnen sollten, gegenüber dem Sächsischen eine „unbewusste“ Einstellung erfassen zu können, die „überwiegend positiv“ (S. 330) sei. Allerdings bewegt man sich hier eher auf einem Feld von Meinungen als von gesicherten wissenschaftlichen Aussagen. So bleibt die – nicht nur die Sprachwissenschaft betreffende – Frage, welchen Erkenntniswert Meinungsumfragen und „Assoziationstests“ haben, ob das Aufdecken subjektiver Wertungen und „laienhaften Wissens“ die Wissenschaft hinsichtlich der untersuchten „Entitäten“ weiter bringt. Im Bereich der Semantik hat sich der als „measurement of meaning“ (OSGOOD / SUCI / TANNENBAUM 1957) ausgegebene Assoziationstest als höchst problematisch erwiesen. Doch verdient in einer „Varietätenlinguistik“, die auch Verhaltensweisen der Bevorzugung (des Hochdeutschen) oder der Abwahl (der Mundart, des Niederdeutschen oder Sorbischen) zu klären hat, die Annahme, „dass der Sprachgebrauch durch die Einstellung der Sprecher beeinflusst wird“ (S. 316), besondere Beachtung und erfordert weitere Bemühungen um angemessene Ermittlungsmethoden: „Nach der Befragung heißt vor der Befragung“ (S. 313).

Alles in allem ein diskursfördernder Band.

#### LITERATUR

- ANDERS, CHRISTINA A. (2010): Wahrnehmungsdialektologie – Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien. Berlin/New York: De Gruyter.
- BERGMANN, GUNTER (1986): Kleines obersächsisches Wörterbuch. München: Beck.
- ERBEN, JOHANNES (1961): Ostmitteldeutsche Chrestomathie. Proben der frühen Schreib- und Druckersprache des mitteleuropäischen Ostens. Berlin: Akademie-Verlag.
- ERBEN, JOHANNES (1985): Luthers Bibelübersetzung. In: SCHÄFERDIEK, KNUT (Hg.): Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft. Bonn: Grundmann (Studium Universale. 4), 33 – 50.
- FRINGS, THEODOR (1936/1938): Die Grundlagen des Meißenischen Deutsch. Halle: Niemeyer.
- FRINGS, THEODOR (1956): Einiges Grundsätzliche über den Weg zur deutschen Schriftsprache. In: FRINGS, THEODOR (Hg.): Sprache und Geschichte. Bd. 3. Halle: Niemeyer (Mitteldeutsche Studien. 18), 3 – 10.
- LAMELI, ALFRED (2012): Strukturen im Kontinuum. Analysen zur arealtypologischen Komplexität der Dialekte in Deutschland. Marburg: Habilitationsschrift.
- LERCHNER, GOTTHARD (1997): Regionale Identität und standardsprachliche Entwicklung. Aspekte einer sächsischen Sprachgeschichte. Stuttgart/Leipzig: Hirzel (SB. der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse. Bd. 135. H. 1).
- OSGOOD, CHARLES E. / GEORGE SUCI / PERCY TANNENBAUM (1957): The Measurement of Meaning. Urbana, IL: University of Illinois Press.
- SCHMITT, LUDWIG ERICH (1966): Untersuchungen zu Entstehung und Struktur der „neuhochdeutschen Schriftsprache“. Köln/Graz: Böhlau (Mitteldeutsche Forschungen 36.1).

Bonn

JOHANNES ERBEN

ELISABETH KNIPF-KOMLÓSI: Wandel im Wortschatz der Minderheitensprache. Am Beispiel des Deutschen in Ungarn. Stuttgart: Steiner 2011. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 145). 293 S. € 50,-

Thema des vorliegenden Bandes sind Aspekte des Wortschatzes der deutschen Minderheit in Ungarn. Hauptziel der Arbeit – formuliert im einleitenden Kapitel (S. 14) – ist es, den Wortschatz der ungarndeutschen Dialekte als Teil der deutschen Minderheitensprache im 21. Jahrhundert zu beschreiben und Veränderungen auf dieser Ebene nachzuvollziehen. Dabei werden nicht nur rein lexikalische Aspekte beleuchtet, sondern auch soziolinguistische Bereiche, die Veränderungen

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

im Wortschatz der Minderheit hervorrufen. Auch die vorhandenen Wortbildungsmöglichkeiten und ihre Umgestaltungen werden dabei in Augenschein genommen.

Die theoretischen und methodischen Grundlagen der Arbeit (Kapitel 3 und 4) leitet KNIPF-KOMLÓSI mit Überlegungen zum Konzept der Sprachinseln und mit der derzeitigen Situation der ungarndeutschen DialektsprecherInnen ein. Den Prestigeverlust der Sprache und den Sprachverlust der deutschen Minderheit begründet die Autorin vor allem durch externe Ursachen, wie zum Beispiel die soziale Umgebung, den Zuwachs an Sprachkontakten und den zahlenmäßigen Rückgang der aktiven SprecherInnen (S. 26). So geht sie davon aus, dass es auch diese externen Ursachen sind, die zu einem Wandel im Wortschatz und in den Wortbildungsmechanismen führen.

Es folgen Ausführungen zum Konzept der Sprechergenerationen, zum Sprachbewusstsein (Kapitel 3) und zum Sprachwandel (Kapitel 4).

Im Kapitel 5 werden Veränderungen auf der Ebene des Wortschatzes mit Hilfe zahlreicher authentischer Belege von Noch-DialektsprecherInnen, die sich zur deutschen Minderheit bekennen, erfasst, analysiert und interpretiert. Dabei geht die Autorin von einem Generationenkonzept aus. Wortschatzlücken und Wortfindungsprobleme beheben diese SprecherInnen vor allem durch den Rückgriff auf die L2 (Zweitsprache, hier die ungarische Sprache), wodurch es zu Sprachmischungen kommt: „Mehrsprachige Minderheitensprecher mischen ihre Sprachen mit unterschiedlicher Intensität.“ (S. 184) Auch aus dem standarddeutschen Wortschatz werden Lexeme übernommen, vor allem von jüngeren DialektsprecherInnen.

Im Kapitel 6 widmet sich KNIPF-KOMLÓSI anschließend der Wortbildung. Auch hier greift sie auf authentische Noch-DialektsprecherInnen zurück und wertet die Daten nicht statistisch, sondern heuristisch aus. Während Kontakterscheinungen vor allem auf lexikalischer Ebene festzustellen waren, haben alte, aus dem Dialekt stammende Wortbildungsmuster noch heute ihre Gültigkeit und werden von den SprecherInnen aktiv verwendet. Aber auch neue Bildungsmuster (vor allem aus der ungarischen Sprache übernommen) werden genutzt und von KNIPF-KOMLÓSI als „erste Risse“ (S. 252) in der Minderheitensprache interpretiert. Gleichzeitig finden sich aber auch Hinweise, dass die Übernahme der Wortbildungsmuster als „Zeichen des Weiterlebens, der Kontinuität und des Erhalts der Sprachinselminderheit“ (S. 255) zu betrachten ist.

Neben diesen Ergebnissen lässt die Untersuchung auch Rückschlüsse auf die Sprachreflexion und in diesem Zusammenhang auch auf die Identität der Minderheitenmitglieder zu (Kapitel 7, vgl. S. 65).

Diese Studie beinhaltet neben Begriffen der Lexikologie und der Wortbildung auch Aspekte der Dialektologie, der Sozio- und Kontaktlinguistik. Nach Forschungen in den letzten drei Jahrzehnten leistet dieser Band, ausgehend vom Sprachinselstatus der deutschen Dialekte in Ungarn, einen wichtigen Beitrag zur systematischen Beschreibung des Wortschatzes und zu seinen Veränderungen, die nur vor dem Hintergrund der soziologischen Gesamtsituation verstanden werden können. Darüber hinaus leistet dieser Band einen wichtigen Beitrag zur Erstellung und Ausweitung eines Wörterbuchs der ungarndeutschen Mundart<sup>1</sup> und somit zur Dokumentation, die die deutsche Mundart für die Zukunft bewahren kann.

Der Verfasserin ist grundsätzlich zuzustimmen, wenn sie den Verfall der deutschen Dialekte in Ungarn beschreibt. Dass die Übernahme von Lexemen und Wortbildungsmustern aus der ungarischen Sprache in die deutsche Mundart das Überleben der Mundart sichern soll, muss allerdings noch nachgewiesen werden.

KNIPF-KOMLÓSI nutzt das Generationenkonzept mit dem Ziel der Homogenisierung der DialektsprecherInnen zu Gruppen, teilt dann jedoch die Daten nicht durchgängig nach Alter, Bildung und Geschlecht ein. Somit kann zwar fließenden Generationsübergängen Rechnung getragen werden, ob allerdings der dynamische Übernahmeprozess auch diachronisch dargestellt werden kann, bleibt fraglich. Hier stellt sich die Schwierigkeit der soziolinguistischen Forschung dar. Allgemeine Tendenzen im Sprachwandel können hier also nicht abgeleitet werden.

<sup>1</sup> Zum Beispiel wurde der erste Band des Ungarndeutschen Sprachatlas' von BRENNER / ERB / MANHERZ im Jahre 2008 veröffentlicht. Hier werden einige Lexeme der ungarndeutschen Mundart bereits erfasst.

Der interdisziplinäre Methodenansatz dieser Untersuchung ist eine Kombination von sprachstrukturellen, soziolinguistischen und kontaktlinguistischen Herangehensweisen. Damit fügt sich KNIPF-KOMLÓSI in die Reihe namhafter Forscher wie HUTTERER, MANHERZ, FÖLDES und WILD, die die deutschen Dialekte in Ungarn vielseitig beschrieben und dokumentiert haben, ein.

## LITERATUR

BRENNER, KOLOMAN / MARIA ERB / KARL MANHERZ (Hg.) (2008): Ungarndeutscher Sprachatlas. Erster Halbband. Budapest: ELTE Germanistisches Institut.

Szeged

JULIA HAUSSMANN

CRISTIAN KOLLMANN: Grammatik der Mundart von Laurein. Eine Laut- und Formenlehre aus synchroner, diachroner und kontrastiver Sicht. Stuttgart: Steiner 2012. 386 S., 1 Kt. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 147). € 59,-

Laurein bildet mit Proveis, Unsere liebe Frau im Walde und St. Felix am Nonsberg in Südtirol ein besonderes deutsches Sprachgebiet, das seit dem 15. Jahrhundert als Deutschgegend bezeichnet wurde, aber seit den 1980er-Jahren Deutschnonsberg genannt wird. Die beiden letztgenannten östlichen Orte liegen südlich des Gampenjochs und sind einerseits über dieses mit Lana und Meran im Vintschgau und andererseits über Tisens und Nals mit dem Etschtal Richtung Bozen verbunden. Dagegen erreicht man die beiden erstgenannten westlichen Orte nur über das dazwischenliegende romanische Tret, Fondo und Castelfondo. Während sie früher durch einen lange nicht mehr begangenen Saumpfad über das Hofmahdjoch auch mit dem Ultental verbunden waren, ist dieser Zusammenhang seit 1997 durch eine neuangelegte, nun durch einen Tunnel führende Straße wieder hergestellt worden. Seit Jahrhunderten gehörte der Deutschnonsberg zur italienischen Provinz Trient, ehe er 1948 dem deutschsprachigen Südtirol der Provinz Bozen einverleibt wurde. Wegen der vorgeschobenen Lage bezeichnet man den Deutschnonsberg in Bezug auf das Binnenland als Sprachzunge. Sie bedingt gegenüber jenem konservativere und durch die romanische Nachbarschaft beeinflusste Mundarten, die auf Grund der getrennten Lage ihrerseits durch gewisse Unterschiede wieder in zwei Gruppen zerfallen.

KOLLMANN stammt aus Laurein und spricht selbst den Dialekt. Dadurch kann er Gewährsmann für die jüngere Generation sein. Hauptsächlich basiert die Untersuchung dieses südbairischen Dialekts jedoch auf der Sprechweise seiner Eltern und fünf weiterer männlicher und weiblicher Personen der älteren Generation der Geburtsjahrgänge 1920–32; nur eine Person ist jünger und erst 1952 geboren. Sie gehören dem Bauernstand an, nur der jüngere Gewährsmann ist Lehrer. Überhaupt sind alle Orte Bauerndörfer, wobei Laurein und Proveis als Einzelhofsiedlungen in rund 1.400 m Höhe liegen und Viehzucht und Almwirtschaft betreiben. Das führte im 20. Jahrhundert zum Bevölkerungsrückgang, in Laurein von 512 Einwohnern 1921 zu nunmehr 345.

Die vorliegende Untersuchung ist die geringfügig überarbeitete Fassung einer 2008 an der Universität München approbierten Dissertation. Nach einem Vorwort mit Angaben zur Aufgabenstellung, dem Aufbau der Arbeit, herangezogener Literatur und dem verwendeten Transkriptionssystem der IPA mit Hinweisen zu spezifischen Besonderheiten<sup>1</sup> folgt die leider angabenarme und wenig instruktive Einleitung. Sie behandelt zunächst sehr knapp die geografische Lage und die Siedlungsgeschichte, letztere nach OTTO STOLZ (1928). Dieser konnte anhand der Überlieferung der Ortsnamen zeigen, dass das Gebiet ursprünglich romanisches Weideland war und die deutsche Be-

<sup>1</sup> Im Folgenden können KOLLMANNNS Sonderzeichen nicht wiedergegeben werden, so dass sie auf andere Weise, jedoch eindeutig und mit verbalen Beschreibungen ausgedrückt werden.

siedlung im 12. Jahrhundert talabwärts begann, ausgehend vom Hospiz und Kloster Senale/Unsere liebe Frau im Walde für Reisende über das Gampenjoch. Da sich KOLLMANN bereits mehrfach mit Südtiroler Ortsnamen beschäftigt hat, widmet er dem eigentlichen deutschen Ortsnamen *Lafréng* eine etymologische Studie. Das amtliche *Lauréin* ist offenbar eine Prägung des Namenforschers LUDWIG STEUB von 1854, der 1843 noch *Lavrein/ital. Lavregno*, heute ital. *Lauregno*, nonsbg. *Laurégn*, schrieb, wobei *v* für *u* steht und *i* in *ei* wohl Ausdruck der romanischen Palatalisierung sein sollte. Dass die Deutschnonsberger Kontakte mit ihren romanischen Nachbarn pflegten, zeigen die über 40 eingedeutschen romanischen Ortsnamen der südlich anschließenden Nonsberger Gemeinden, die KOLLMANN mit den amtlich italienischen und ehemals österreichisch-deutschen sowie der jeweils mundartlichen Form in phonetischer Transkription zusammenstellt. Umgekehrt beschränken sich die nonsbergisch-romanischen Exonyme für Deutschnonsberger Örtlichkeiten bloß auf sieben, was auf stärkere deutsche Kontakte nach Süden als umgekehrt romanische nach Norden schließen lässt. Die Einleitung runden Tabellen mit dialektalen Unterschieden zwischen den beiden Deutschnonsberger Ortsgruppen und eine Übersicht bisheriger Behandlungen der Tiroler Mundarten unter unterschiedlicher Einbeziehung des Deutschnonsbergischen ab. Davon ist eigentlich nur der Meraner MATTHIAS INSAM mit „Der Lautstand des Burggrafenamtes von Meran“ (1936) und seinem Nachtrag „Von der Mundart und dem Brauchtum der Proveiser“ (1959) zu erwähnen, wo als Übersicht auch die weiteren Orte berücksichtigt werden. Auch der „Tirolische Sprachatlas“ (TSA, 1965–71) bezieht den Deutschnonsberg ein, doch sind dort nach KOLLMANN mehrere Angaben zu verbessern.

Was man in dieser auf das rein Sprachliche ausgerichteten Einleitung vermisst, sind vor allem Angaben zur heutigen Lebens- und Wirtschaftssituation der Bewohner, ihren unmittelbaren Kontakten zur deutschen und romanischen Nachbarschaft und ihren Kenntnissen des romanischen Nonsbergischen (Italienisch ist seit dem Anschluss 1919 Schulpflichtfach), kurz ein soziologisch und soziolinguistisch ausgerichtetes Kapitel, das die besonderen Sprachverhältnisse dieser Gegend erst einsehbar und verständlich machen würde. Wenn INSAM (1959, 103, 88) schreibt, dass das Wortgut romanischer Herkunft über das Etsch- und Ultental vermittelt worden sei und es bloß ein paar Übernahmen aus dem Nonsbergischen gibt, weil von den Deutschnonsbergern „die Sprache der romanischen Nonsberger niemand versteht, selbst wenn er des Italienischen mächtig ist“ und es an anderer Stelle heißt, „dass die Bergner tunlichst den Besuch eines romanischen Dorfes im Süden meiden, weil sie der fremden Sprache nicht mächtig sind und mit dem andersartigen Wesen der Fremden nicht fertig werden“, so scheinen mir diese Aussagen zeitbedingt und im Zusammenhang mit den deutsch-italienischen Konflikten in Südtirol der 1950er-Jahre zu stehen. Umso bedauerlicher ist das völlige Schweigen KOLLMANNs zu diesem hier bedeutsamen Fragenkreis.

Obwohl INSAM (1959, 88) gefordert hatte:

Die festgestellten Lauterscheinungen und der Wortschatz sind mit denen der unmittelbaren Nachbarschaft von Ulten und Tisens und des übrigen Burggrafenamtes zu vergleichen. Dann wird man zur Erkenntnis kommen, was der Mundart der Deutschgegend im besondern eignet und was sie bietet,

unterlässt KOLLMANN leider solche Vergleiche. So gelangt zwar der Laut- und Formenstand von Laurein mit jeweils einer Menge von Beispielen ausführlich zur Darstellung, aber das Besondere dieser vorgeschobenen Sprachzunge im Rahmen einer auch nur ansatzweisen Dialektgeografie und im Titel genannter Kontrastivität kommt nicht zur Geltung. Hier bieten die Hinweise auf die ohnehin nur teilweise vorhandenen Karten des TSA keinen Ersatz.

Der zweiteiligen Lautlehre werden im Vokalismus systemartig die synchronen Inventare der oralen und nasalen Kurzvokale, Langvokale und Diphthonge ebenso vorangestellt wie die durchgängigen diachronen Erscheinungen von Umlaut, Dehnung und Kürzung sowie die Vokalbehandlung in romanischen Entlehnungen. Schon dabei hält sich KOLLMANN wie dann bei den einzelnen Erklärungen der Vokalentwicklung seit dem Mittelhochdeutschen an EBERHARD KRANZMAYERS „Historische Lautgeographie des gesamt-bairischen Dialektraumes“ (1956). Dabei versteht er die mittelhochdeutschen Ansätze mit den anzunehmenden Aussprachen und versteht sie

somit im Sinne der Wiener dialektologischen Schule nicht als Vergleichs-, sondern als lautliche Ausgangsbasen der kontinuierlichen genetischen Weiterentwicklungen.

Trotz der Heranziehung von PETER WIESINGERS „Phonetisch-phonologischen Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten“ (1970) verzichtet KOLLMANN jedoch in der Anordnung des Vokalismus auf die Zugrundelegung des sprachimmanenten Reihenprinzips und der Reihenschritte. Stattdessen verfährt er praktisch atomistisch, indem er nicht nur die Kurz- und Langvokale gleicher Qualität zusammen behandelt, sondern ausgehend vom Tiefzungenvokal *a* zunächst über *e* bis *i* vorne „nach oben“ und dann in derselben Verfahrensweise über *o* bis *u* hinten voranschreitet und den Velarvokalen jeweils die Umlaute anschließt. Dadurch verbaut er sich die angestrebten Entwicklungschronologien, die ihm die Vokalreihen gezeigt hätten. So überlegt er zum Beispiel, im Anschluss an KRANZMAYER (1956, 32–40), ob mhd. Primärumlauts-*e* und dann mhd. *o* und *ö* geschlossen oder offen waren und entscheidet sich für die offenen Qualitäten \*[ɔ, œ], hält aber mhd. Primärumlauts-*e* für halboffenes \*[e]. Die Entsprechungen zentralisiertes [ei]/mhd. *e* – [ɛ]/mhd. *ē* – [a]/mhd. *ā* bei Kürze und zentralisiertes [ei] – [e:] – [a:] bei Dehnung einerseits und [o:] /mhd. *â* und *ā*, [ɐ] – [ɔ]/mhd. *ê* – *æ* – *ô* andererseits zeigen jedoch, dass die drei Kurzvokale im Mittelhochdeutschen die drei funktional unterschiedenen Qualitäten geschlossen – offen – überoffen als \*[e – ɛ – æ] besessen haben müssen und die Dehnung erst nach der fallenden Diphthongierung der offenen Langvokalreihe mhd. *ê* – *æ* – *ô* eingetreten ist, sonst wäre nämlich gedehntes mhd. *ē* als \*[e:] mit dem schon vorhandenen offenen \*[e:] für mhd. *ê* zusammengefallen. Dasselbe gilt parallel für mhd. *o* und *ö*, denn wären sie offen gewesen, hätten sie nicht wie überall im hochdeutschen Raum mit dem geschlossenen mhd. Primärumlauts-*e* die Reihe mhd. *e* – *ö* – *o* gebildet, die selbstverständlich auch in Laurein gilt, sondern an die erste Stelle wäre offenes mhd. *ē* getreten. Da dann diese Reihe sowohl als Kürze wie als Länge jünger zu zentralisiertem [ei – ou] steigend diphthongiert wurde, konnte bei Länge die nachrückende neugebildete, zunächst offene Reihe \*[e: – ɔ:] für mhd. *ē* – *â*, *a* zu heute geschlossenem [e: – o:] gehoben werden.

Wenn Überlegungen zum Sekundärumlaut von ahd. *a* und den Umlauten der weiteren Velarmonophthonge und -diphthonge angestellt werden und trotz fehlender althochdeutscher Bezeichnungen mit Umlaut gerechnet wird, so hat dies die strukturelle Phonologie längst erkannt und erklärt (TWADELL 1938; PENZL 1949). Aber KOLLMANN kennt außer den historischen Grammatiken fast keine sprachhistorische Literatur, wie er auch das HSK-Handbuch zur „Dialektologie“ (BESCH et al. 1982–1983) nicht heranzieht, das ihm hilfreich gewesen wäre. So hält er sich etwa bezüglich des Eintritts der „neuhochdeutschen“ Diphthongierung von mhd. *i* – *iü* – *ü* im Bairischen noch an die nicht mehr aufrecht zu haltende Datierung KRANZMAYERS (1956, 48–56), der erste schriftliche Zeugnisse im südbairischen Südtirol um 1100 gefunden haben will. Vielmehr hat INGO REIFFENSTEIN (2000) nachgewiesen, dass zwar ein vereinzelter früher Ortsnamenbeleg von 1106 aus Kärnten stammt, doch der eigentliche Ausgang das neuerungsfreudige Mittelbairische Nieder- und Oberösterreichs mit Belegen seit 1120 ist, während spärliche Südtiroler Zeugnisse erst 1170 einsetzen. Wenn KOLLMANN dann ‘Heu’ und ‘Freude’ als [hai] und [frai] wegen der althochdeutschen Nebenformen *hewi* und *frewida* zu mhd. *iü* stellt, so entspricht dies nicht den verschiedenen bairischen Entwicklungen, denn dieser Diphthong [ai] geht auf ahd. *houwi* und *frouwida* als mhd. *höüwe* und *vröüde* zurück, während die ersteren Formen mit zu [ei] diphthongiertem \**ē* etwa in den Sprachinseln Zarz und Pladen auftreten (KRANZMAYER 1956, 68–71). Schließlich sei noch vermerkt, dass ahd./mhd. *uo* nicht Brechung, sondern fallende Diphthongierung von germ. beziehungsweise noch bair.-frühahd. *ō* ist.

Hinsichtlich der Vokalqualitäten gibt KOLLMANN für mhd. *e* – *ö* – *o* sowohl bei Kürze als auch bei Dehnung einmoriges beziehungsweise zweimoriges zentralisiertes [ei – ou] an, was in der bairischen Dialektologie als velopalatal und palatovelar bezeichnet wird. Dagegen werden [u, ü] für mhd. *u* und [uə] für mhd. *uo* von ihm ausdrücklich als velar bezeichnet und Palatovelarität in Abrede gestellt. Jedoch nennt sie noch INSAM (1959, 89) und vermerkt der TSA (Bd. 1, 31), dass sie im Ultental im Schwinden ist. Hier liegt also sichtlich eine jüngere Entwicklung vor, die INSAMS wohl um 50 Jahre ältere Gewährsleute noch nicht kannten, und somit kein Fehler.

Auch den Konsonantismus behandelt KOLLMANN gegen die übliche Zusammenfassung als Lenisokklusive und -frikative, Fortisokklusive- und -frikative, Affrikaten, Nasale, Liquide und Halbvokale atomistisch, indem er auf mittelhochdeutscher Basis nacheinander alle Labiale, Dentale und Velare durchgeht und damit auch hier vom sinnvollen Reihenprinzip Abstand nimmt. Auffallend sind gegenüber KRANZMAYER (1956), INSAM (1959) und TSA die Qualitäten der Lenisokklusive. Während von ersteren an- und inlautendes [d] und [g] als stimmlos bezeichnet werden, lauten sie nach KOLLMANN stimmhaft. Noch überraschender ist die Angabe für anlautendes mhd. *w* und inlautendes mhd. *b* – der Anlaut erscheint weiterhin als Fortis [p] – als stimmhafter Okklusiv [b], der bei der mittleren und jüngeren Generation zum stimmhaften bilabialen Frikativ [β] tendiert. Dagegen geben KRANZMAYER (1956) und INSAM (1959, nur in Beispielen in anderen Zusammenhängen) bloß den „doppellippigen Klanglaut *w*“ an, während [b] auf die Sprachinseln beschränkt ist. Da aber an- und inlautendes mhd. *v* und *s* als stimmlose Lenes [f] und [s] ausgesprochen werden und darin dem Italienischen entsprechen, wird es sich in den genannten Fällen wohl nicht um altertümliche Erhaltung handeln, wozu KOLLMANN neigt, sondern eher um deutliche Ausprägung der bilabialen Artikulation oder um jüngeren romanischen Einfluss. Dagegen bewahren die Sprachinseln nicht nur [b] für mhd. *w* und *b*, sondern auch die ursprüngliche Stimmhaftigkeit der Lenisokklusive und -frikative.

Besonders dankbar ist man für die in der bairischen Dialektologie nur gering behandelte Formenlehre. Sie legt KOLLMANN wie schon PRIMUS LESSIAK in seiner „Mundart von Pernegg in Kärnten“ (1903) weitgehend synchron an, denn etwa die drei Bildungsprinzipien des Nominativs und Akkusativs Plural des Substantivs mit den Morphemen *o* – *er* – *en* sind vielfach nicht mehr diachron in Übereinstimmung mit dem Mittelhochdeutschen verteilt, sondern analog ausgedehnt worden. Es ist aber zu begrüßen, dass KOLLMANN jedem synchronen Abschnitt eine Erläuterung aus diachroner Sicht anschließt. Mit Recht betont er, dass das Personalpronomen der 2. Person Plural hier *ihr* und nicht bairisch *eß* heißt und letzteres in Laurein fremd ist, obwohl KRANZMAYER (1954) diese mehrfach in südbairischen Randorten vorkommende Erscheinung für den Deutschnonsberg nicht angibt und der TSA 3, Karte 107 für Laurein *eß* und nur für Proveis *ihr* vermerkt. Doch in dem um 1930 aufgenommenen „Deutschen Sprachatlas“ wird in beiden Orten *ihr* angegeben. Da der Dativ Plural aber *enk* lautet, liegt hier der Mischtypus vor.

Den Abschluss dieser inhaltsreichen und sehr willkommenen Laut- und Formenlehre bilden phonetisch transkribierte Texte mit freier schriftsprachlicher Übertragung. Davon stammen zwei Erzählungen aus einer älteren, dort in Laienschrift gebotenen Sammlung, die KOLLMANN umschreibt. Die weiteren Texte sind KOLLMANNs eigene mundartliche Nachdichtungen der Kirchenlieder „Stille Nacht“ und „Näher, mein Gott, zu dir“ sowie der „Deutschen Messe“ von FRANZ SCHUBERT mit singbarer Anpassung der Texte an die Melodien. Ob sie wohl zur Verwendung im Gottesdienst gedacht sind, der sich aber auch im Gesang normalerweise hochdeutsch vollzieht? Es folgen noch das Literaturverzeichnis (mit dem Fehler „Edward Scherer“ statt „Wilhelm“), ein Sachregister und ein Wortregister mit einer Auswahl „jener Begriffe, die phonologisch, morphologisch und etymologisch auffällig bzw. schwierig sind“. Ihre Wiedergabe in phonetischer Transkription ohne schriftsprachliches Äquivalent beziehungsweise Bedeutungsangabe erschwert allerdings die Verwendungsmöglichkeiten.

## LITERATUR

- BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT ERNST WIEGAND (Hg.) (1982–1983): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2 Halbbände. Berlin/New York: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1).
- INSAM, MATTHIAS (1936): Der Lautstand des Burggrafenamtes von Meran. Mit einer dialektgeographischen Studie. Leipzig: Hirzel.
- INSAM, MATTHIAS (1959): Von der Mundart und dem Brauchtum der Proveis. Ein Beitrag zur Kenntnis der Deutscheggend am Nonsberg. In: *Schlern-Schriften* 191, 85–108.



- KRANZMAYER, EBERHARD (1954): Der pluralische Gebrauch des alten Duals ‚eß‘ und ‚enk‘ im Bairischen. In: Festschrift für Dietrich Kralik. Horn: Berger, 249–259.
- KRANZMAYER, EBERHARD (1956): Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien: Böhlau.
- LESSIAK, PRIMUS (1903): Die Mundart von Pernegg in Kärnten. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 28, 1–127. Nachdruck: Marburg: Elwert 1963 (Deutsche Dialektgeographie. 61).
- PENZL, HERBERT (1949): Umlaut and Secondary Umlaut in Old High German. In: Language 25, 223–240. Deutsche Übersetzung in: STEGER (1970), 545–574.
- REIFFENSTEIN, INGO (2000): Die Anfänge der neuhochdeutschen Diphthongierung im Bairischen. In: POHL, HEINZ DIETER (Hg.): Sprache und Name in Mitteleuropa. Beiträge zu Namenkunde, Dialektologie und Sprachinselforschung. Festschrift für Maria Hornung. Wien: Praesens (Beihefte zur Österreichischen Namenforschung. 1), 325–333.
- STEGER, HUGO (Hg.) (1970): Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Wege der Forschung. 146).
- STOLZ, OTTO (1928): Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. Bd. 2: Die Ausbreitung des Deutschtums im Bozner Unterland und Überetsch sowie in den deutschen Gemeinden im Nonsberg und Fleimstal. München/Berlin: Oldenbourg.
- TSA = TIROLISCHER SPRACHATLAS (1965–1971): Hg. von KARL KURT KLEIN und LUDWIG ERICH SCHMITT. Bearb. von EGON KÜHEBACHER. 3 Bde. Innsbruck: Tyrolia/Marburg: Elwert 1965–1971 (Deutscher Sprachatlas – Regionale Sprachatlanten. 3).
- TWADELL, WILLIAM T. (1938): A Note on Old High German Umlaut. In: Monatshefte (Wisconsin) 30, 177–181. Deutsche Übersetzung in: STEGER (1970), 538–544.
- WIESINGER, PETER (1970): Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten. Bd.1: Die Langvokale im Hochdeutschen. Bd. 2: Die Diphthonge im Hochdeutschen. Berlin: De Gruyter (Studia Linguistica Germanica. 2).

Wien

PETER WIESINGER

ALFRED LAMELI / ROLAND KEHREIN / STEFAN RABANUS (eds.): Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Volume 2: Language Mapping. Part I. XXII, 668 S. – Part II: Maps. XII, 446 S. Berlin/New York: De Gruyter Mouton 2010 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Bd. 30.2). € 379,-

Das hier zu besprechende Werk umfasst im Textband 32 Beiträge, die sich über vier Kapitel verteilen. Vorauf gehen zwei Einleitungen, eine des Gesamtherausgebers der „Language and Space-Series“ JÜRGEN ERICH SCHMIDT (S. IX–X) und eine der Herausgeber der vorliegenden Bände „Language Mapping“ (S. XI–XXII). Die „Language and Space-Series“ tritt an die Stelle der beiden 1982 und 1983 als HSK 1.1 und 1.2 herausgegebenen Bände „Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung“. Eine völlig neue Erarbeitung des Handbuchs erschien vor dem Hintergrund neuer methodischer Ansätze und Möglichkeiten wünschenswert. Die Teilbände „Language Mapping“ des neuen Handbuchs möchten einen repräsentativen Überblick geben über die Prinzipien der Sprachkartografie, die bestehenden Traditionen, gegenwärtigen Entwicklungen und Anwendungen.

Im ersten Kapitel „Maps and the conceptualization of space“ (S. 1–157), werden die Prinzipien der Sprachkartografie in ihrer Abhängigkeit vom Verständnis des sprachlichen Raumes behandelt. Hier werden auch grundsätzliche Gesichtspunkte der Kartierung dargestellt, etwa Projektion, Farbgestaltung, zeichentheoretische Aspekte sowie die Vorstellungen des Kartenauteurs bezüglich geografischer, sozialer und individueller Räume. CHRISTIAN RABANUS skizziert in seinem Beitrag „The notion of space“ (S. 1–21) die Geschichte der Vorstellungen von Raum aus philosophischem Blickwinkel. – „Visualizing geographic space: The nature of maps“ von FERJAN ORMELING (S. 21–40) bietet die Sicht des Kartografen. – JÜRGEN BOLLMANN behandelt in „Maps and cognition“

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

(S. 40–69) die Informationsverfahren, aus denen Prinzipien einer möglichst effektiven Kartografie abgeleitet werden können. – In seinem Beitrag „Conceptualizations of geographic space in linguistics“ (S. 69–97) diskutiert DAVID BRITAIN die Vorstellung vom Raum in Bezug auf deren Bedeutung für Sprache und Linguistik. – HEIKO GIRNTH („Mapping language data“, S. 98–121) behandelt den Prozess der Verkartung sprachlicher Daten und deren semiotische Basis. – DENNIS R. PRESTON („Mapping the geolinguistic spaces of the brain“, S. 121–141) arbeitet die besondere Sicht der Laien-Kartierung auf die linguistische Realität heraus. – CLIVE UPTON („Designing Maps for non-linguists“, S. 142–157) hält es für notwendig, bei der Kartierung auch die Bedürfnisse der Nicht-Linguisten in den Blick zu nehmen.

Die Beiträge des zweiten Kapitels, „Traditions“ (S. 158–374), beschäftigen sich mit der Sprachkartografie in Vergangenheit und Gegenwart. Dabei war es natürlich nicht möglich, alle Sprachen der Welt zu berücksichtigen. Es wird deutlich, dass die Entwicklung der Sprachkartografie stark abhängig ist von der steigenden Bedeutung der europäischen Nationalstaaten im 19. Jahrhundert; dies zeigt sich nicht zuletzt in der vielfach politisch-ideologisch begründeten Grenzziehung der Dialektatlanten. Die Beiträge im Einzelnen: „Mapping the German language“ (HERMANN SCHEURINGER, S. 158–179), „Mapping Dutch and Flemish“ (JOEP KRUIJSEN / NICOLINE VAN DER SIJS, S. 180–202), „Mapping the North Germanic languages“ (LARS-ERIK EDLUND, S. 203–237), „Mapping British English“ (HEINRICH RAMISCH, S. 238–252), „Mapping North American English“ (THOMAS A. WIKLE / GUY BAILEY, S. 253–268), „Mapping the Romance languages of Europe“ (PIERRE SWIGGERS, S. 269–300), „Mapping the Romance languages of the Americas“ (WOLF DIETRICH, S. 301–317), „Mapping the Slavic languages“ (STANISLAVA KLOFEROVA, S. 317–333), „Mapping the Japanese language“ (TAKUICHIRO ONISHI, S. 333–354). Afrikanische Sprachen konnten im Rahmen der „Traditions“ nicht berücksichtigt werden, auch Asien musste weitgehend unbeachtet bleiben. Den Abschluss des Kapitels bildet ein Beitrag von PETER MÜHLHÄUSLER: „Mapping linguistic typology“ (S. 355–374), in dem allgemeine Vorstellungen diskutiert werden, wobei der pazifische Raum eine besondere Rolle spielt.

Im dritten Kapitel, „Computerization“ (S. 374–505), stehen die gegenwärtigen Methoden der Kartierung und Kartenpräsentation im Mittelpunkt. Es geht hier etwa um die digitale Erstellung von Karten, internetbasierte Analysen, Quantifizierungsaspekte, Kartenanimation sowie mit Geoinformationssystemen verbundene Techniken. Die Beiträge dieses Kapitels sind in erster Linie als Fallstudien konzipiert und diskutieren, was methodisch möglich und sinnvoll ist. Im Einzelnen: „Creating digital editions of historical maps“ (STEFAN RABANUS / ROLAND KEHREIN / ALFRED LAMELI, S. 375–385, mit nachdrücklicher Beachtung des „Digitalen Wenker-Atlas“,), „Dynamic linguistic maps and validation“ (JÜRGEN ERICH SCHMIDT, S. 385–401, mit besonderem Blick für die Möglichkeiten der direkten Vergleichbarkeit von Originalkarten), „Generating maps on the internet“ (JAN PIETER KUNST / SJEFF BARBIERS, S. 401–415), „Animated maps“ (CHRISTIAN HANEWINKEL / ERIC LOSANG, S. 415–433), „Dialectometry and quantitative mapping“ (HANS GOEBL, S. 433–457), „GIS and sociolinguistics“ (VITTORIO DELL’AQUILA, S. 458–476), „Mapping aggregate variation“ (JOHN NERBONNE, S. 476–495) sowie „Probabilistic maps“ (EVERT WATTEL / PIETER VAN REENEN, S. 495–505).

Im vierten Kapitel, „Applications“ (S. 506–643), geht es unter anderem um die Frage, wie sprachliche Phänomene mit nicht-sprachlichen Fakten kombiniert werden können, etwa im Rahmen der Karteninterpretation oder bezüglich der Erstellung komplexer Karten. Auch hier werden immer wieder Fallstudien behandelt, die für die Anwendung beziehungsweise Interpretation der kartierten Daten Hinweise und Anregungen bieten. Es finden sich folgende Beiträge: „Pluridimensional Cartography“ (HARALD THUN, S. 506–524, mit Blick auch auf die sozialen Bezüge der Sprecher), „Sprachraum and genetics“ (FRANZ MANNI, S. 524–541), „Sprachraum and infrastructure: Abstracting geographical space via railway distance“ (FUMIO INOUE, S. 542–561), „Sprachraum and geography: Linguistic macro-areas in Africa“ (TOM GÜLDEMANN, S. 561–585), „Sprachraum and its perception“ (CHRIS MONTGOMERY, S. 586–606), „Sprachraum and sociodemographic variables“ (ALEXANDER MANG / MARKUS WOLLIN, S. 607–626) sowie „Geolinguistics of literacy“ (J. K. CHAMBERS, S. 627–643).

Den Band beschließen zwei Register, ein „Subject index“ (S. 645–651) und ein „Language index“ (S. 652–668).

In jedem Beitrag finden sich am Rande der Seiten mit zitierten Bezügen zu Sprachkarten kleine Schwarzweiß-Illustrationen, die auf die Abbildungen der (weit überwiegend farbigen, zum Teil auch ausklappbaren) Originalkarten im zweiten Band „Maps“ verweisen. Die Karten sind qua Nummerierung den jeweiligen Beiträgen zugeordnet. Dem Band voraus geht ein „Categorical index“ (S. IX–XII), in dem die Karten thematisch geordnet sind. Den Beschluss des Bandes bildet eine „List of cited atlases“ (S. 389–446) mit kleinen Abbildungen am Rand, die einen Hinweis bieten auf die im jeweiligen Atlas behandelte Region.

Die Herausgeber sind zu diesem Werk, für das sie mit Geschick kompetente Beiträger um sich versammeln konnten, die ihrerseits kenntnisreich und durchgehend sehr informativ in ihre jeweilige Thematik einführen, zu beglückwünschen. Ob es allerdings nötig war, bei der Neufassung des vormaligen ersten HSK-Bandes (und das gilt dann für die gesamte „Subseries: Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation“) von damaliger deutscher Einsprachigkeit zu nunmehriger englischer Einsprachigkeit überzugehen, darf wohl mit einem Fragezeichen versehen werden, gibt es doch zahlreiche HSK-Bände, die erfolgreich mehrsprachig realisiert wurden.

#### LITERATUR

WERNER BESCH / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT ERNST WIEGAND (Hg.) (1982, 1983): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2 Halbbände. Berlin/New York: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationsforschung. 1).

Osnabrück

HERMANN NIEBAUM

ALEXANDRA LEITNER / ANNA PINTER: Früher Spracherwerb in der Migration. Wien: Praesens Verlag 2010. 144 S. (Studia Interdisziplinaria Aenipontana. 14). € 25,30

„Früher Spracherwerb in der Migration“ von LEITNER / PINTER ist die stark gekürzte und aktualisierte Version einer Diplomarbeit, die als Evaluation 2007 von der Stadt Innsbruck in Auftrag gegeben wurde. Die Datenerhebung fand im Rahmen von Sprachkursen für Vorschulkinder statt. Kapitel 1 beschäftigt sich mit der Durchführung und inhaltlichen Gestaltung der zur Evaluation benötigten Screenings, Kapitel 2 diskutiert Aspekte der Mehrsprachigkeit. Kapitel 3 beschreibt das Modell der Frühen Sprachförderung in Österreich im Allgemeinen und die Umsetzung in Innsbruck im Besonderen. Die Darstellung der Ergebnisse erfolgt in Kapitel 4, gefolgt von einer Reihe Desiderata.

Wie alle Industrienationen verzeichnet auch Österreich eine große sprachliche Vielfalt in den Erziehungseinrichtungen. Speziell in Innsbruck besuchten im Kindergartenjahr 2007/08 insgesamt 2.818 Kinder einen Kindergarten, davon 889 Kinder (31,5 Prozent) mit nicht-deutscher Muttersprache, aber nur 15 Prozent waren keine österreichischen Staatsbürger (vgl. S. 19). Da die deutsche Sprachkompetenz dieser Kinder erheblich variiert, wurde im Juli 2007 in Österreich ein neues Modell der Frühen Sprachförderung beschlossen (vgl. S. 58). Es sieht eine Sprachstandserhebung bei Kindergartenkindern 15 Monate vor Schuleintritt vor. Kinder, die in diesem Erhebungsverfahren auffallen, erhalten ein so genanntes „Sprachticket“ (S. 59), das zur Teilnahme an einem Sprachkurs im Ausmaß von 25 Einheiten à 90 Minuten pro Woche berechtigt (S. 59). Für den Kurs liegt ein Leitfaden in Form eines Kursbuches (HOLWECK / TRUST 2005) vor. Ziel der Maßnahme sei es, den Sprachstand der Kinder zu verbessern und so den Schulstart zu erleichtern.

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

Im Kursjahr 2007/2008 erhielten 167 Kinder ein „Sprachticket“ (S. 61). Zur Detailevaluation wurde von zwölf zu beobachtenden Kindern ein Profil erstellt, vier werden exemplarisch in der Publikation vorgestellt.

Die Profile enthalten die Merkmale „Familiärer Hintergrund und soziale Umgebung“, „Ausgangssprachstand Deutsch“, „Engagiertheit im Unterricht“ und „Sprachliche Entwicklung – Ergebnisse der Video-Dokumentation“. In den Ergebnissen des Endscreenings werden die folgenden Leistungen dargestellt: „Phonetik/Phonologie und Hörverständnis“, „Wortschatz und Wortfelder“, „Morphologie/Grammatik“, „Syntax und Semantik“ und „Kommunikationsfähigkeit und Sprachverhalten“. Letzteres ist unterteilt in „Sprachverhalten allgemein“ und „Sprachverhalten bei sozialen Kontakten“ (S. 79–84).

Auf den Seiten 79–102 werden die Ergebnisse der vier exemplarischen Profile dargestellt. Eine allgemeine Aussage über den Erfolg der Maßnahme lässt sich nicht machen: Profil MON ist aufgrund der Untersuchungssituation nur eingeschränkt valide (S. 96). Im Profil MEA „ist kein eindeutiger Fortschritt erkennbar, da sie bereits zu Kursbeginn über gute Deutschkenntnisse verfügte“ (S. 84). In einem dritten Profil ELA seien im allgemeinen Sprachverhalten Fortschritte erkennbar, nicht jedoch im Bereich der Morphologie/Grammatik. Das vierte Kind ALO sei erst mit Beginn des Sprachkurses in den Kindergarten eingetreten, so dass seine erheblichen Fortschritte vermutlich auf den erstmals intensiven Kontakt mit deutschsprachigen Kindern und Bezugspersonen zurückzuführen seien (S. 102). Dennoch darf das Fazit gezogen werden, dass die Ziele der Maßnahme „größtenteils“ erreicht wurden (S. 127).

Ein Problem aller frühen Sprachförderangebote ist die große Heterogenität der Gruppen und die Zielführung des Curriculums. In der Forschung herrscht Einigkeit darüber, „dass der Zweitspracherwerb wie der Erstspracherwerb ein mehrjähriger Prozess ist“ (TOPHINKE 2007, 11). Es war also nicht zu erwarten, dass nach dem hier untersuchten Kurszeitraum von 25 Einheiten (8 Monaten) deutlich nachweisbare Verbesserungen in mehr als der allgemeinen Sprachhandlungskompetenz nachzuweisen sind. Allerdings wird auch nicht deutlich, dass die behandelten Themenkomplexe geeignet sind, auf die in der Schule abgefragte Sprachkompetenz vorzubereiten. Das Curriculum umfasst in erster Linie Wortfelder des frühen Wortschatzes (Tiere, Körperteile, Familie, Haus, etc.). Die Methodik ist weitestgehend kontextgebunden, ein Umstand, der in der Publikation jedoch nicht thematisiert wird (vgl. KALTENBACHER / KLAGES / VASYLYEVA 2010, 40). Insofern ist der Titel der Arbeit „Früher Spracherwerb in der Migration“ irreführend, denn tatsächlich wird über die Relevanz der Kursinhalte für den allgemeinen Spracherwerb in der Migrationssituation nur eine indirekte Aussage in Bezug auf Wortschatz und Morphologie gemacht. LEITNER / PINTER berufen sich auf PELTZER-KARPF (2006), die festgestellt habe, dass die „kritische Masse“ lexikalischer Elemente, die für den Morphologieerwerb benötigt werde, bei vielen Migrantenkinder im Vorschulalter nicht erreicht werde. In ihrem Kompetenzmodell stelle PELTZER-KARPF fest, dass „die Basis der Kommunikation in der Schule“ die Fähigkeit zur Benennung von Dingen der unmittelbaren Umgebung sei (2006, 46). LEITNER / PINTER führen dann beispielhaft die Wortstellung in direkten Fragesätzen auf. Es darf bezweifelt werden, dass Kinder, die dieses Niveau der Alltagskommunikation beherrschen, ausreichend auf die Anforderungen der dekontextualisierten Bildungssprache Deutsch vorbereitet sind. Über die Einflussgröße der Benennungsfähigkeit in der Erstsprache wird keine Aussage gemacht.

Die sehr umfangreiche Untersuchung von LEITNER / PINTER zeigt deutlich, welche Kriterien zum Erfolg eines Kursangebots beitragen. Tatsächlich ist es in der Umsetzung der Kursinhalte von großer Bedeutung, die Unterrichtssituation und das Lern- und Lebensumfeld der Kinder zu berücksichtigen. Diese Betrachtung ist LEITNER / PINTER im Kapitel 5 „Zufriedenheit und Optimierung“ gut gelungen. Die Untersuchung ist geeignet, in der Durchführung eines Sprachkurses für Vorschulkinder konkrete Optimierungshinweise zu geben.



## LITERATUR

- HOLWECK, AGNES / BETTINA TRUST (2005): Spielerisch Deutsch lernen. Wortschatzerweiterung und Grammatik. Ravensburg: Ravensburger Buchverlag Otto Maier (Deutsch als Zweitsprache. Lernstufe 2).
- KALTENBACHER, ERIKA / HANA KLAGES / TETYANA VASYLYEVA (2010): Sprachförderung als Vorbereitung auf die sprachlichen Anforderungen der Schule: Zielsetzung und ihre Realisierbarkeit. In: MEHLEM, ULRICH / SAID SAHEL (Hg.): Erwerb schriftsprachlicher Kompetenzen im DaZ-Kontext. Freiburg: Filibach.
- PELTZER-KARPF, ANNEMARIE (2006): A kući sprecham Deutsch. Sprachstandserhebung in multikulturellen Volksschulklassen: bilingualer Spracherwerb in der Migration. Wien: Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur.
- TOPHINKE, DORIS (2007): Expertise zur Integration sprachstruktureller Förderaspekte im Elementarbereich, Bergische Universität Wuppertal im Auftrag des Niedersächsischen Kultusministeriums.

Friedrichsdorf

KRISTINA EDEL

ANKE LEVIN-STEINMANN: Studien zur Grammatikalisierung. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2010. 229 S. (Schriftenreihe Philologia. Sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse. 143). € 78,-

Diese Arbeit umfasst „Studien zur Grammatikalisierung“ von ausgewählten grammatischen Verbalkonstruktionen in den ost- und südslawischen Sprachen sowie im Deutschen. Den Schwerpunkt legt die Verfasserin auf die Beschreibung der kognitiven Grundlagen funktionalen Wandels, wobei sie drei Mechanismen identifiziert, die zur Entwicklung von grammatischen Funktionen führen: die Reanalyse, die Implikation und „jump in time“. In Bezug auf diese Mechanismen werden in fünf Beiträgen folgende Grammatikalisierungsfälle analysiert: 1) das synthetische Futur im Ukrainischen (und im Weißrussischen), 2) das ostslawische *sein*-Futur (hier im Vergleich zum deutschen *werden*-Futur), 3) der *wollen*-Quotativ, das *bekommen*-Passiv und die *drohen*-Konstruktionen im Deutschen, 4) die suppositiven *müssen*-Konstruktionen, die advertiven und proximativen Verwendungen von *wollen*-Konstruktionen im Bulgarischen sowie 5) die adversative Partikel *bylo/bulo* im Ostslawischen.

Den einzelnen Beiträgen schickt die Verfasserin eine Einleitung voraus, in der Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Grammatikalisierung und Phraseologisierung geklärt werden sollten. Es bleibt jedoch bei der Feststellung, dass der Phraseologismuscharakter formal „durch den Wegfall der Wortgrenzen automatisch verloren“ geht, wohingegen die Grammatikalisierung zur Entstehung von gebundenen Morphemen führen kann. Funktional liegt der „Scheideweg“ darin, dass nur im Zuge der Grammatikalisierung relationale Begriffe entstehen. In diesem Zusammenhang wäre es interessant, die so genannten Phraseoschablonen (idiomatische Konstruktionen) wie *X bleibt X (Mainz bleibt Mainz)* oder *von X zu Y (von Mann zu Mann)* und so weiter zu betrachten (siehe unter anderem FLEISCHER 1982, BOOIJ 2002, HÜNING 2007). Warum die Entwicklung von komplexen Präpositionen (aus Präpositionalphrasen) auch als Phraseologisierung angesehen werden kann, wird aus der Diskussion nicht klar. Von den drei kognitiven Strategien sind die Implikation und „jump in time“ laut der Verfasserin nur in Grammatikalisierungen vorzufinden, während die Reanalyse auch in Phraseologisierungen greift. Es ist darauf hinzuweisen, dass die Verfasserin den in der Grammatikalisierungsforschung etablierten Terminus „Reanalyse“ anders gebraucht, worauf im Folgenden noch eingegangen wird. Die Begriffe „Implikation“ und „jump in time“ sind neu kreiert, werden jedoch in der Einleitung nur ansatzweise (und leider unzureichend) definiert. In der folgenden Besprechung ausgewählter Grammatikalisierungen liegt der Schwerpunkt auf der Erfassung der vorgeschlagenen Mechanismen.

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

Im ersten Beitrag „Das ukrainische synthetische Futur im Lichte der Grammatikalisierung“ diskutiert die Verfasserin drei Entstehungshypothesen, die den klitischen Futurmarker auf 1) das Spenderlexem ‘nehmen’, 2) das Spenderlexem ‘haben’ und 3) auf eine aus dem Griechischen entlehnte Konstruktion zurückführen. Die endgültige Bestimmung des Spenderlexems ist durch den frühen semantischen und formalen Zusammenfall der Vollverben *nehmen* und *haben* erschwert, so dass die Verfasserin in erster Linie die Plausibilität der Hypothesen überprüfen möchte. Dabei verwendet sie den Begriff *Reanalyse* (oder „zwei Bilder in einem“) für eine konzeptuelle Verschiebung zwischen der notwendigen Bedingung und ihrer Folge. Davon grenzt sie die „klassische“ Metonymie ab, die auf einem hinreichenden Bedingungsgefüge basiert. Die letztere liege beim semantischen Wandel von ‘nehmen’ > ‘haben’ vor, da man in den Besitz von etwas nicht nur über die Handlung des Nnehmens gelangen könne. Es ist anzunehmen, dass diese Verschiebung die Reanalyse (in dem von der Verfasserin verwendeten Sinne) des synthetischen Futurs aus einer *haben*-Periphrase ermöglicht hat, wobei dieser Prozess unter dem Einfluss des Griechischen auf das Altkirchenslawische stattgefunden habe.

Der dritte Beitrag „Zum Prozess der Implikation. Ein Vorschlag zur Erklärung der Bildung des *wollen*-Quotativs, *bekommen*-Passivs und von Konstruktionen mit *drohen*“ führt Konstruktionen, in denen „das Regens in Infinitivkonstruktionen eine scheinbar andere Bedeutung ‚angenommen‘ hat“ (S. 208), auf die „Implikation“ zurück. Diesem Vorschlag liegt die richtige Beobachtung zugrunde, dass Konstruktionen wie das *bekommen*-Passiv aus syntaktischen Strukturen mit einem sekundären Prädikat, das das Resultat einer früheren Handlung beschreibt, hervorgehen, zum Beispiel *Sie bekamen die Fässer gereinigt*. Der funktionale Wandel zum *bekommen*-Passiv ist jedoch nicht, wie von der Verfasserin vorgeschlagen, auf eine syntaktische Verdichtung („Streichung der redundanten Teile“ S. 123) wie in *Sie bekamen die Fässer. Die Fässer wurden gereinigt* zu reduzieren, sondern wird erst durch metonymische Prozesse vorangetrieben.

Die Entwicklung epistemischer Ausdrücke erklärt die Verfasserin mit dem „jump in time“-Prozess. Im vierten Beitrag „Der Blick aus der Vergangenheit als kognitive Grundlage für das Futurum praeteriti und die Bildung von Suppositiv-Ausdrücken (Zur Grammatikalisierung von Modalverben)“ wird dieser Mechanismus unter anderem an der Entwicklung der Suppositiv-Ausdrücke mit *müssen* vorgestellt. Basierend auf der Beobachtung, dass Modalverben das Stattfinden der im Infinitiv bezeichneten Handlung in der Zukunft in Aussicht stellen, erklärt die Verfasserin die Entwicklung der epistemischen Funktion als eine Operation auf der Zeitachse: Die Platzierung des Betrachtungsschwerpunktes in der Vergangenheit führe dazu, dass die Konstruktion mit dem Modalverb *müssen* auf das semantische Merkmal ‘gewiss’ reduziert wird. Tatsächlich besteht die funktionale Leistung von epistemischen Verben im Ausdruck der ungewissen Faktizität. Der „jump in time“ erklärt die Grundlage der Sprecherkonklusion, jedoch nicht den funktionalen Wandel der Modalverben zu epistemischen Ausdrücken (siehe unter anderem DIEWALD 2002).

Dieser Band trägt wesentlich zur Erforschung des grammatischen Wandels in den ost- und südslawischen Sprachen (sowie im Deutschen) bei und lädt zur weiteren theoretischen Auseinandersetzung mit diesem Stoff ein.

## LITERATUR

- BOOIJ, GEERT (2002): Constructional Idioms, Morphology, and the Dutch Lexicon. In: *Journal of Germanic Linguistics* 14 (4), 301–329.
- DIEWALD, GABRIELE (2002): A model for relevant types of contexts in grammaticalization. In: WISCHER, ILSE / GABRIELE DIEWALD (eds.): *New Reflections on Grammaticalization*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins (Typological Studies in Language. 49), 103–120.
- FLEISCHER, WOLFGANG (1982): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
- HÜNING, MATTHIAS (2007): Constructiegrammatica als verlengstuk van de fraseologie. In: MORDERDIJK, FONS / ARIANE VAN SANTEN / ROB TEMPELAARS (eds.): *Leven met woorden. Opstellen aangeboden aan Piet van Sterkenburg bij zijn afscheid als directeur van het Instituut voor*

Nederlandse Lexicologie en als hoogleraar Lexicologie aan de Universiteit Leiden. Leiden: Instituut voor Nederlandse Lexicologie/Koninklijke Brill, 377–384.

Hamburg

RENATA SZCZEPANIAK

ADRIANO MURELLI: *Relative Constructions in European Non-Standard Varieties*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton 2011. 477 S. (Empirical Approaches to Language Typology [EALT]. 50). € 99,95

Relativsätze oder allgemeiner Relativkonstruktionen sind gerade unter sprachvergleichender und sprachtypologischer Perspektive ein sehr gut erforschter Gegenstand: Zu nennen sind hier – von den acht im vorliegenden Buch berücksichtigten Studien – exemplarisch LEHMANN (1984) und bezogen auf europäische Sprachen SMITS (1989) und CRISTOFARO / GIACALONE RAMAT (2007). An Relativsätzen, so die Hypothese zum intensiven Interesse an diesem Phänomenbereich, können sich in geradezu idealtypischer Weise bevorzugte Interessengebiete und Fragestellungen des Sprachvergleichs bündeln, wie etwa sprachübergreifende funktionale Motivierung versus sprachspezifische konstruktionselle Parametrisierung, das mögliche Spektrum informationsstruktureller Einbettung und nicht zuletzt die Frage nach der arealen Verteilung von Merkmalen. Was also kann zu einer weiteren vergleichenden Studie der Relativkonstruktionen im europäischen Rahmen motivieren? Alle bisherigen Studien beziehen sich mehr oder weniger ausschließlich auf die Standardvarietäten der berücksichtigten Sprachen und vernachlässigen das in den europäischen Sprachen reich ausdifferenzierte Diasystem. Die vorliegende Studie ist daher den Relativierungsstrategien in Non-Standard-Varietäten und ihrem Verhältnis zu den jeweiligen standardsprachlichen Optionen gewidmet. Dabei will die Untersuchung nicht nur eine empirische Lücke schließen, sondern leitmotivisch, wenn auch unaufdringlich, durchzieht folgende Frage die Argumentationen des Buches: Was sind typologische Verallgemeinerungen, hier am Beispiel des Relativsatzes, wert, wenn sie, wie bisher üblich, nur eine Varietät, die unter vielen Gesichtspunkten eigengesetzliche Standardsprache, berücksichtigen? Welche Korrekturen erbringt der andere Blick? Wir kommen auf diese Fragen weiter unten zurück.

Das Buch, die revidierte Fassung einer im Sommer 2009 an der Universität von Pavia verteidigten Dissertation, besteht aus drei größeren Teilen: Teil I behandelt theoretische und methodische Prämissen, Teil II, der empirische Kern der Arbeit, bietet die Befunde der arealen Studie zu non-standardsprachlichen Relativkonstruktionen in europäischen Sprachen unter drei Aspekten: dem typologischen, dem soziolinguistischen und dem diachronen. Teil III schließlich enthält zwei sprachspezifische Fallstudien, eine zu „präsentativen Konstruktionen“ (Konstruktionen wie *Wir haben da einen Freund, der...* bzw. *Es gibt Leute, die...*) in deutschen (Internet)-Diskussionsforen und eine weitere zu Relativkonstruktionen in einem russischen gesprochensprachlichen Korpus.

Das zugrundeliegende Sprachensample umfasst 36 europäische Sprachen, wobei unter den 30 indoeuropäischen den slawischen Sprachen, die zum Beispiel in SMITS (1989) nicht berücksichtigt wurden, besonderes Augenmerk gilt, als nicht-indoeuropäische Sprachen wurden Estnisch, Finnisch, Ungarisch, Türkisch, Maltesisch und Baskisch einbezogen; die kaukasischen Sprachen sind nicht vertreten. Leitende Gesichtspunkte bei der Sprachenwahl waren: eine deutliche soziolinguistische Differenzierung in Standard- und Non-Standard-Varietäten, areale Ausgewogenheit (zu Lasten der typologischen) und nach Möglichkeit die Zugänglichkeit zu Originalquellen. Die Datenbasis selbst ist erklärtermaßen heterogen. Sie umfasst neben Grammatiken, zum Teil korpusbasierten Einzelstudien auch durch Fragebögen gewonnene Informationen, Sprachkorpora sowie das *World Wide Web* und historische Daten. Nicht annähernd alle Sprachen werden durch Sprachkorpora, in denen auch Nicht-Standardsprachliches erfasst ist, repräsentiert, auch wäre deren Durchforstung nicht zu bewältigen gewesen. Von daher ist die Nutzung heterogener Quellen, die gegebenenfalls auch Gegenchecks und wechselseitige Korrekturen erlauben, gerechtfertigt – damit sind wir selbstverständlich von auch quantitativ vergleichbaren Daten noch weit entfernt.

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

Dies ist dem Autor völlig bewusst, wie überhaupt ein hohes Maß an methodischer Reflexion und eine entsprechende Praxis die ganze Arbeit auszeichnet.

Wie ist unter diesen Vorzeichen die heikle Abgrenzung des zentralen Konzepts „non-standardsprachlich“ zu leisten? Nach Sichtung der einschlägigen Vorschläge unterbreitet der Autor (vgl. S. 33) eine Arbeitsdefinition, derzufolge der sprachliche Raum in den unteren Abschnitten der soziolinguistischen Axen, also alle diatopisch, diastratisch und diaphasisch markierten Varietäten, unter den Oberbegriff fallen. Relativkonstruktionen, die in den entsprechenden Quellen als umgangssprachlich, regional, dialektal oder informal, mit anderen Worten als soziolinguistisch markiert, gekennzeichnet sind, werden daher erfasst. Damit stellt sich allerdings die Frage, welche Qualitäten diese zunächst nur ex negativo charakterisierte heterogene Klasse der Non-Standard-Varietäten denn als einen Gegenstand eigenen Rechts charakterisieren können. Ist es, am Beispiel des Deutschen, sinnvoll, die Relativkonstruktionen eines schweizerdeutschen Dialekts und die informelle standardnahe Konstruktion, die sich in einem Internetforum findet, gleichermaßen als Vertreter einer Klasse von Relativstrategien, der non-standardsprachlichen, zu fassen und abzugrenzen? Der Autor rechtfertigt diesen Angang ausführlich in dem Kapitel „Sociolinguistic issues“. Eine Schlüsselrolle spielt der Prozess der Standardisierung. Er beinhaltet, so unterschiedlich, zum Beispiel im Hinblick auf den Zeitraum und die politischen Rahmenbedingungen, er für die europäischen Standardsprachen verlaufen sein mag, stets die Inklusion bestimmter Varianten, zum Beispiel der Relativkonstruktion, und die Exklusion anderer als nicht-standardsprachlich. Trotz der Identität der generellen Leitlinien für diesen Prozess (Vermeidung von Variation, Nachahmung einer prestigehaltigen Modellsprache, Anti-Oralität) und der Ähnlichkeit der Herausbildung des Standards entweder aus einer besonders prestigehaltigen Varietät des Sprachraums oder aus einer supraregional gültigen *koiné*, so referiert der Autor den Stand der Forschung (vgl. S. 256–262), gelten für die einzelnen Sprachen je spezifische Konstellationen. Dies wiederum erklärt, warum die mit Standardsprachlichkeit für die zu inkludierenden Varianten gesetzten Merkmale der Explizitheit, der Kompaktheit, der Redundanzfreiheit und der Sprachreinheit sprachabhängig zu unterschiedlichen Optionen führen können: So ist etwa für alle Sprachen im Sample der Gebrauch von Relativpartikeln (unflektierbaren Elementen wie engl. *that*) im Diasystem belegt, bezüglich des Gebrauchs in der Standardsprache lassen sich aber vier Gruppen unterscheiden (vgl. S. 265). Das Deutsche gehört neben unter anderem Türkisch, Niederländisch und Finnisch zu den Sprachen, bei denen keine Kodifizierung der Partikeln (in erster Linie *wo*, daneben auch generalisiertes *was*, *wat*) in der Standardsprache stattgefunden hat. Während aber im Deutschen wohl das Vorbild des lateinischen Relativpronomens wirksam war, wurde im Türkischen die Relativpartikel *ki* aus puristischen Gründen sanktioniert, während im Finnischen wie in anderen hochflektierenden Sprachen wahrscheinlich die mangelnde Explizitheit von Partikeln, was den Ausdruck von syntaktischen Funktionen angeht, den Hintergrund bildet. Dennoch lässt sich, so der Autor, eine Skala der Standardhaftigkeit für Relativkonstruktionen in europäischen Sprachen formulieren.

In diese Skala gehen zwei Parameter ein: die Natur des Relativelements (vgl. S. 26 „relative element, i.e. the element encoding the relativized item“) und die syntaktische Position, die der Relativierung unterliegt nach Maßgabe der einflussreichen auf KEENAN / COMRIE (1977) zurückgehenden Zugänglichkeitshierarchie. Diese beiden Parameter, ergänzt noch um das lineare Verhältnis von Relativkonstruktion und übergeordneter Struktur, stellen die strukturellen Hauptuntersuchungs- und Vergleichsgrößen der Studie dar. Damit befindet sich der Autor im Einklang mit den typologischen Studien; allerdings verfeinert er das Inventar der Relativelemente, indem er den „einfachen Relativelementen“ wie Relativpronomen, Relativpartikeln sowie „zero-marker“ noch eine weitere Kategorie SRE („specialized relative element“ wie frz. *dont*) hinzufügt, vor allem aber durch die Einführung so genannter „Kombinierter Relativelemente“ wie Relativpronomen + Relativpartikel (wie in dt. *der Mann, der wo ...*) oder Relativpronomen + resumptives Element (wie in frz. *la valise dans laquelle il y met quelques vêtements*). Diese kombinierten Elemente spielen substandardsprachlich eine besonders große Rolle, während sie gemäß dem Ökonomiegebot in den Standardsprachen in unterschiedlichem Maße verdrängt werden. Die Korrekturen, die an den typologischen Verallgemeinerungen nun anzubringen sind, betreffen unter anderem eine Option,



die sogar zu den „Alleinstellungsmerkmalen“ des europäischen Sprachbundes gezählt wird (vgl. HASPELMATH 2001), nämlich die Relativpronomenstrategie. Die Aussage von COMRIE / KUTEVA (2005, 498) „in Europe, the relative pronoun strategy dominates“ treffe nämlich (vgl. S. 249) nicht zu. Vielmehr seien unter Berücksichtigung der Diasysteme neben dem Relativpronomen die Strategien Relativpartikel, SRE und Relativpartikel + Resumptivum nahezu gleich stark vertreten (vgl. Tabelle S. 244). Was bleibt von der angeblichen Dominanz der Relativpronomenstrategie, ist die aus der erwähnten Skala der Standardsprachlichkeit hervorgehende Regularität, dass in den Sprachen, in denen diese Strategie als standardsprachlich gilt, keine der anderen im Non-Standard möglichen Optionen als ebenfalls standardsprachlich gelten muss, wie es im Deutschen der Fall ist. Demgegenüber impliziert die Standardsprachlichkeit von Relativpartikeln auch die Standardsprachlichkeit einer im Varietätenraum gegebenen Relativpronomenstrategie wie etwa im Englischen.

Dies ist ein beachtliches und bezüglich des Werts typologischer Verallgemeinerungen, die sich nur auf Standardvarietäten beziehen, nachdenklich stimmendes Ergebnis. Es ist sehr zu wünschen, dass diese Ergebnisse rezipiert und über forschungsstrategische Konsequenzen nachgedacht werde, die mit dem hier verfolgten „Typological-Dialectological Approach“ verbunden sind.

Nachzutragen ist, dass die Studie sich dem theoretischen Rahmen der Konstruktionsgrammatik verpflichtet sieht. Relativkonstruktionen werden als Zeichen im SAUSSURESCHEN Sinne mit einer Form- und einer Bedeutungsseite (der „relative relation“) interpretiert. Allerdings spielt das für die konkreten Analysen kaum eine Rolle, was die Rezensentin aber nicht als einen Makel dieser kenntnisreichen Studie betrachtet.

#### LITERATUR

- COMRIE, BERNARD / TANIA KUTEVA (2005): Relativization strategies. In: HASPELMATH, MARTIN / MATTHEW S. DRYER / DAVID GIL / BERNARD COMRIE (eds.): *The World Atlas of Language Structures*. Oxford: Oxford University Press, 494–501.
- CRISTOFARO, SONIA / ANNA GIACALONE RAMAT (2007): Relativization strategies in the languages of Europe. In: RAMAT, PAOLO / ELISA ROMA (eds.): *Europe and Mediterranean as linguistic areas: Convergences from a historical and typological perspective*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 63–93.
- HASPELMATH, MARTIN (2001): The European linguistic area: Standard Average European. In: HASPELMATH, MARTIN / EKKEHARD KÖNIG / WULF OESTERREICHER / WOLFGANG RAIBLE (eds.): *Language Typology and Language Universals: An International Handbook*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 20.2), 1492–1510.
- KEENAN, EDWARD L. / BERNARD COMRIE (1977): Noun phrase accessibility and universal grammar. In: *Linguistic Inquiry* 8 (1), 63–99.
- LEHMANN, CHRISTIAN (1984): *Der Relativsatz*. Tübingen: Narr.
- SMITS, REINIER J. C. (1989): *Eurogrammar. The relative and cleft constructions of the Germanic and Romance languages*. Dordrecht: Foris Publications.

Mannheim

GISELA ZIFONUN

MICHAELA NEGELE: *Varianten der Pronominaladverbien im Neuhochdeutschen. Grammatische und soziolinguistische Untersuchungen*. Berlin/New York: De Gruyter 2012. 272 S. (Studia Linguistica Germanica. 108). € 99,95

Bei der vorliegenden Arbeit zu Pronominaladverbien im Neuhochdeutschen handelt es sich um die im Juli 2010 von der Philologisch-Historischen Fakultät der Universität Augsburg angenommene Dissertation der Verfasserin.

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

NEGELE beschäftigt sich mit einem scheinbaren Randphänomen der deutschen Grammatik: Pronominaladverbien in verschiedenen nicht als standardsprachlich geltenden Varianten, wobei der Schwerpunkt auf Spaltungskonstruktionen (*Ich komme da nicht weit mit*) und Distanzverdopplung (*Da hatte ich mein ganzes Vieh drin*) liegt. Neben den einfachen Pronominaladverbien (*Damit komme ich nicht weit*, *Darin hatte ich mein ganzes Vieh*) stellt die kurze Verdopplung eine weitere Variante dar (*Dadrauf habe ich keine Lust*). Außerdem geht NEGELE auch auf Konstruktionen ohne overtes pronominales Element ein (*Wir hatten gar keine Werkzeuge bei*).

Die empirische Grundlage der Untersuchung der Varianten der Pronominaladverbien bildet eine korpusbasierte Untersuchung der verschiedenen Konstruktionen in der Nähe- beziehungsweise Alltagssprache des Neuhochdeutschen. Das Korpus setzt sich zusammen aus dem Korpus Sprachstufengrammatik (ÁGEL / HENNIG), dem Korpus Auswandererbriefe (ELSPASS) und dem Umgangssprachenkorpus (PFEFFER). Außerdem wurden Daten aus dem Atlas zur deutschen Alltagssprache (ELSPASS / MÖLLER) herangezogen. Insgesamt hat das Korpus einen Umfang von 3,5 Millionen Wortformen. Da es kein systematisches Korpus ist, findet sich zwar keine gleichmäßige regionale Verteilung, dennoch werden die untersuchten Räume Niederfränkisch, Westniederdeutsch, Ostniederdeutsch, Westmitteldeutsch, Ostmitteldeutsch, Westoberdeutsch, Nordoberdeutsch und Ostoberdeutsch gut abgedeckt.

Die Arbeit bietet ein umfassendes Bild über die Verwendung von Pronominaladverbien im Neuhochdeutschen: Kapitel I „Pronominaladverbien in der Standardsprache des Neuhochdeutschen“ beinhaltet eine Bestandsaufnahme mit Informationen zum Paradigma der Pronominaladverbien sowie zu ihrem syntaktischen, phonetischen und semantischen Status. In Kapitel II „Varianten der Pronominaladverbien in der Nähesprache des Neuhochdeutschen“ werden die Korpusuntersuchungen zu den Varianten der Pronominaladverbien vorgestellt. Die Befunde werden in Kapitel III „Analysen der untersuchten Konstruktionen“ sowohl aus grammatischer als auch als soziolinguistischer Perspektive diskutiert. Einige wesentliche Ergebnisse der Kapitel II und III seien im Folgenden kurz zusammengefasst.

Die verschiedenen Varianten der Pronominaladverbien werden in der Korpusuntersuchung unter topologischen, phonologischen und regionalen Gesichtspunkten betrachtet. Auf diese Weise entsteht eine Grundlage für Überlegungen zu möglichen Faktoren, die eine Verwendung der jeweiligen Variante begünstigen. Ein Kernstück der Analysen bilden die Karten zur regionalen Verteilung. Der ungleichmäßigen regionalen Zusammensetzung des Gesamtkorpus wird NEGELE dabei durch das Extrapolieren auf den Richtwert 500.000 Wortformen des Gesamtkorpus gerecht. Dadurch entsteht eine echte Vergleichbarkeit. In Bezug auf die meisten Varianten ergeben die Untersuchungen keine arealen Restriktionen: Die Belege für einfache Pronominaladverbien sind über das gesamte Sprachgebiet verteilt, was allerdings kaum verwundern dürfte, da sie ja als der standardsprachliche Gebrauch gelten. Aber auch in Bezug auf die Distanzverdopplung und die kurze Verdopplung diagnostiziert NEGELE eine Verwendung im gesamten Sprachgebiet. Lediglich die Spaltungskonstruktionen weisen mit einer Tendenz zum (west-)mitteldeutschen Sprachraum eine areale Gebrauchspräferenz auf.

Die syntaktische Analyseperspektive erweist sich vor allem für die Varianten mit Distanzstellung von pronominalem Element und Präposition (Spaltungskonstruktion und Distanzverdopplung) als aufschlussreich. Für die Spaltungskonstruktionen ergibt sich folgendes Bild:

Das pronominale Element *da* befindet sich bevorzugt im Vorfeld (2/3 der Fälle), kann aber auch im Mittelfeld in Wackernagel-Position (1/3 der Fälle) stehen. Die Präposition drängt im Mittelfeld in die Nähe des Verbs, bei einteiligen Verbformen steht sie die rechte Klammer bildend am Ende des Satzes. (S. 90–91)

Die Distanzverdopplung weist ein vergleichbares Stellungsverhalten auf.

Die phonologischen Analysen schließlich bieten Informationen dazu, welche phonologischen Merkmale die Bildung und Verwendung der jeweiligen Varianten begünstigen. So tendieren beispielsweise eher Pronominaladverbien mit konsonantisch anlautender Präposition zur Spaltung, Pronominaladverbien mit vokalisch anlautender Präposition zu den beiden Varianten der Verdopplung.

Insbesondere die im empirischen Teil vorgelegten Ergebnisse zum syntaktischen Verhalten der Pronominaladverbien im Neuhochdeutschen bilden die Grundlage für die Frage nach einem funktionalen „Mehrwert“ diskontinuierlicher Strukturen (Kapitel III.3). Hier geht NEGELE davon aus, dass „die Spannung, die aus [...] unterschiedlichen Wortstellungstendenzen resultiert, [...] durch eine diskontinuierliche Stellung der beiden Elemente gelöst werden“ kann (S. 186): Als anaphorisches Element tendiert der erste Bestandteil der Pronominaladverbien an den Satzanfang. Die Präposition dagegen strebt in Verbnähe, „da sie häufig Bestandteil einer Präpositionalergänzung bzw. einer freien Angabe ist, also tendenziell rhematische Informationen enthält“ (S. 185). Außerdem werden diskontinuierliche Realisierungen von Pronominaladverbien dem Klammerprinzip des Deutschen gerecht. Der Zusammenhang wird durch die Tatsache unterstützt, dass auch andere Klammersprachen (Niederländisch, Afrikaans) solche Varianten aufweisen.

Neben der naheliegenden Frage nach dem funktionalen Mehrwert der diskontinuierlichen Varianten beschäftigt sich NEGELE im grammatischen Teil des Analysekapitels auch mit grammatiktheoretischen und diachronen Erklärungsansätzen. So stellen auch synchrone grammatiktheoretische Konzepte die Frage, ob das Phänomen der Spaltung oder das der Verdopplung als primär anzusehen ist. Nach einer ausführlichen Diskussion der verschiedenen Positionen (Reanalysekonzepte: Spaltung primär; Tilgungsanalyse: Verdopplung primär) spricht sich NEGELE für das strukturelle Primat der Spaltungskonstruktion aus und stellt diese Überlegung anschließend auf fundierte sprachhistorische Füße. Wichtig ist dabei NEGELES Hinweis darauf, dass „die Distanzstellung des Althochdeutschen nicht mit der Spaltungskonstruktion des Neuhochdeutschen gleichgesetzt werden“ könne (S. 175), da die beiden Bestandteile der neuhochdeutschen Spaltungskonstruktion im Althochdeutschen „noch kaum als lexikalische Einheit wahrgenommen werden“ (S. 149). NEGELE vermutet:

[...] die relativ große Stellungsfreiheit der beiden Elemente [gibt] Anlass zu der Vermutung, dass diese im Althochdeutschen aufgrund ihres ursprünglich lokaldeiktischen Charakters noch mehr Eigensemantik trugen und deshalb üblicherweise diskontinuierlich verwendet wurden, aber ebenfalls adjazent stehen konnten. (S. 175)

Im Alt- und Mittelhochdeutschen hat es noch keine Verdopplungskonstruktion gegeben, was NEGELE folgendermaßen erklärt: „Solange das einfache Pronominaladverb noch nicht als lexikalische Einheit wahrgenommen wird, kann es keine verdoppelten Pronominaladverbien geben, da die Distanzstellung der beiden Elemente nicht als Spaltung bzw. als diskontinuierliches Satzglied interpretiert wird“ (S. 175).

Die Arbeit wird abgerundet durch einen soziolinguistischen Blick auf die Varianten der Pronominaladverbien. Beeindruckend ist, wie gut in Bezug auf dieses Phänomen die Stigmatisierungsgeschichte nachgezeichnet werden kann: Sie „setzte Anfang des 18. Jahrhunderts ein und lässt sich ab diesem Zeitpunkt bis in die Gegenwartsgrammatiken und die Sprachratgeberliteratur weiterverfolgen“ (S. 232). Bis Ende des 19. Jahrhunderts findet sich eine durchweg negative Stigmatisierung, für die historische („veraltet“), soziologische („volkstümlich“), sprachökonomische („überflüssig“) und standardbezogene („umgangssprachlich“) Begründungszusammenhänge bemüht werden. Auch die modernen linguistischen Grammatiken des Deutschen gliedern sich in die Stigmatisierungsgeschichte ein. Zwar hat sich das Stigmatisierungsurteil im Sinne moderner Sprachwissenschaftsauffassung deskriptiv gewendet – diskontinuierliche Pronominaladverbien werden nun zwar nicht mehr generell als falsch, sondern „nur noch“ als antiquiert und dialektal eingestuft – NEGELE zufolge kommt dieser „Ausschluss aus der Standardvarietät“ aber „einer Abqualifizierung [gleich] und ist demzufolge ebenfalls als eine Art Stigmatisierung zu sehen“ (S. 227).

Folgerichtig stellt NEGELE abschließend die Frage, welche Varianten des Pronominaladverbs der standardsprachlichen Norm angehören. Sie spricht sich für eine Zuordnung auch diskontinuierlicher Varianten zur standardsprachlichen Norm aus und begründet diese dezidierte Stellungnahme mit den Argumenten: Historische Legitimation, Strukturgemäßheit, Erfüllung zweier Wortstellungstendenzen, Verwendung im gesamten deutschen Sprachgebiet, Verwendung in distanzsprachlichen Kontexten.

MICHAELA NEGELE hat die unter dem Verdacht der Nichtstandardhaftigkeit stehenden Varianten der Pronominaladverbien aus der Schmutzdecke befreit. In Zukunft werden sich Grammatiken rechtfertigen müssen, die diskontinuierliche Pronominaladverbien als dialektale Randerscheinungen abtun. Doch NEGELE rückt nicht nur ein scheinbar randständiges grammatisches Phänomen ins rechte Licht, sondern setzt auch methodisch Akzente: Durch den großen Bogen von der empirischen Korpusarbeit über sprachsystematische phonologische und syntaktische Untersuchungen, variationslinguistische, grammatiktheoretische und sprachhistorische Fragen bis hin zur soziolinguistischen Perspektive und dem abschließenden Plädoyer für den Standardstatus der diskontinuierlichen Varianten ergibt sich ein Gesamtbild, das nichts zu wünschen übrig lässt.

Gießen

MATHILDE HENNIG

BEATRICE PRIMUS: *Semantische Rollen*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2012. 99 S. (KEGLI – Kurze Einführung in die germanistische Linguistik. 12). € 13,-

Ein Buch, das in der KEGLI-Reihe erscheint, muss sich an dem Anspruch messen lassen, den die Herausgeber JÖRG MEIBAUER und MARKUS STEINBACH auf der Website <<http://www.kegli-online.de/>> formulieren: In der Reihe „erscheinen leicht verständliche und klar geschriebene Einführungen in alle Gebiete der Sprachwissenschaft“. Es wird zu prüfen sein, ob das für den hier zu rezensierenden Band zutrifft und welche Verdienste, allenfalls aber auch Mängel das Büchlein von BEATRICE PRIMUS aufweist. Und ein Büchlein ist es tatsächlich: Wie alle anderen Bände der KEGLI-Reihe auch umfasst die Einführung nicht einmal 100 Seiten (inklusive sehr vieler Beispielsätze). Was erfahren „Anfängerinnen und Anfänger“, aber auch „fortgeschrittene Studierende“, an die sich die Reihe den Herausgebern zufolge explizit wendet, auf diesen wenigen Seiten über semantische Rollen? Wie ist das Buch aufgebaut, welche Themenfelder werden angesprochen, und wie gut sind die Erklärungen nachvollziehbar? Im Folgenden soll sukzessive auf diese Punkte eingegangen werden.

Das Buch besteht aus sechs Kapiteln, von denen drei eine gewisse Parallelität im Aufbau aufweisen, das heißt jeweils von den „Standardfälle[n]“ bis zur „Zusammenfassung“ fortschreiten. Dieser parallele Aufbau zeigt sich nicht nur in der internen Gliederung der Kapitel, sondern auch auf der Makroebene. Nach einer „Einführung“ behandelt die Verfasserin das Thema „Agens und verwandte Rollen“, dann „Patiens und verwandte Rollen“ und „Rezipient und verwandte Rollen“. Im Anschluss folgen Ausführungen zum Thema „Adverbialrollen“ und „Nicht-verbale Rollenzuweisung“. Auf diesen inhaltlichen Teil folgen Literaturliste, Glossar und Sachregister, wobei das Glossar nicht einmal eine vollbedruckte Seite umfasst, was bei der Vielzahl der im Text eingeführten Fachbegriffe etwas verwundert. Positiv hervorzuheben ist demgegenüber, dass jedes Kapitel mit einer Zusammenfassung abschließt und der Text eine Reihe von gut konzipierten, weiterführenden Aufgaben enthält, deren Lösungen sich auf der KEGLI-Website finden. Weitere nützliche Service-Angebote sind tabellarische Übersichten, Literaturhinweise am Ende jedes Kapitels (jedoch ohne weitere Kommentierung der Literatur) und Auflistungen wichtiger Grundbegriffe. Dabei allerdings ist zu fragen, nach welchen Kriterien diese ausgewählt wurden, denn grundlegende Termini wie „Genitivattribut“ werden hier in eine Reihe gestellt zu anderen, die nicht einmal in gängigen sprachwissenschaftlichen Lexika zu finden sind (etwa „Ultranominal“ oder „selbstinduzierte Bewegung“).

Kommen wir nun zu den Themenfeldern, die im Buch behandelt werden. Jedem Kapitel sind knappe Erläuterungen vorangestellt, die den Leser darüber informieren, was ihn in den folgenden Unterkapiteln erwartet: In Kapitel 1.1 sollen beispielsweise, so heißt es, „Begrifflichkeiten rund um semantische Rollen“ geklärt werden, „die verschiedene Dimensionen der Valenz ausmachen“ (S. 1). Die Literaturauswahl ist hier sehr selektiv, wichtige Valenztheoretiker bleiben unerwähnt (z. B. TESNIÈRE, HELBIG, ÁGEL). Im Anschluss daran geht es um das Verhältnis von syntaktischen

Relationen und semantischen Rollen, wobei die Perspektive stark generativgrammatisch ausgerichtet ist, das generative Rollen- beziehungsweise Theta-Kriterium aber zu Recht verworfen wird. Stattdessen formuliert die Verfasserin ein, wie sie es nennt, „Argumentkriterium“ (S. 6), das die Verteilung semantischer Rollen (z. B. Agens/Patiens) auf semantische Argumente (z. B. 1. Partizipant/2. Partizipant) präziser zu fassen versucht. Wie man hieran schon sieht, geht die Darstellung über das Kanonische hinaus; es werden immer wieder auch weiterführende Überlegungen angestellt, die den Leser fordern und ihn an einzelnen Stellen möglicherweise auch überfordern. Das ist zum Beispiel dann der Fall, wenn in Kapitel 4.3 die semantische Dekomposition von Verben im Rahmen der Formalen Semantik dargestellt wird.

Doch zurück: Abschließend werden in Kapitel 1 Informationen zur Aktionsart von Verben gegeben und zentrale Begriffe aus Semantik und Pragmatik (z. B. Polysemie, Präsupposition, Implikatur, Figur-Grund-Relation) erläutert. Damit sind die Grundlagen geschaffen, um in den folgenden Kapiteln die Agens-, Patiens- und Rezipientenrolle genauer betrachten zu können. Behandelt werden zunächst traditionelle Auffassungen zu diesen Rollen, dann folgen Überlegungen zu ihrer syntaktischen Realisierung und zu alternativen Rollenkonzepten (etwa der Proto-Rollen-Ansatz). Angereichert wird jedes Kapitel um weiterführende thematische Aspekte, welche die Grundabfolge der Verbargumente, das unpersönliche Passiv, Linking und andere Themen betreffen, so dass der Leser auf diese Weise einen guten Einblick in aktuelle Diskussionen erhält.

In Kapitel 5 stehen schließlich solche Rollen im Zentrum, die „als Modifikatoren“ (S. 62) fungieren. Dazu gehören zum Beispiel Lokalrollen, sofern sie „valenzfrei“ (S. 64) realisiert werden. Ob es berechtigt ist, alle in diesem Kapitel behandelten Fälle unter „Adverbialrollen“ zu subsumieren, ist fraglich; Fakt ist auf jeden Fall, dass die Verfasserin hier auch solche Konstruktionen behandelt, in denen Lokalrollen als Kasusargumente auftreten (vgl. *Heu auf den Wagen laden/den Wagen mit Heu beladen*). Kapitel 5.4 bietet einen informativen Einblick in die lokalistische Rollenauffassung, die drei lokale Grundrelationen unterscheidet und auch Temporalrollen auf dieser Basis zu beschreiben versucht. In Kapitel 5.5 folgt die Zusammenfassung, die sich allerdings nicht – wie man meinen sollte – nur auf Kapitel 5 bezieht, sondern die gesamte Rollendiskussion aus den vorangehenden Kapiteln Revue passieren lässt. Das folgende Kapitel behandelt abschließend die Frage, inwieweit nicht nur Verben, sondern auch Präpositionen, Adjektive und Nomen semantische Rollen zuweisen können, wobei das Augenmerk hier vor allem auf deverbale Nominalisierungen gerichtet wird. Eine Zusammenfassung schließt auch dieses Kapitel ab; jedoch fehlt eine solche für das gesamte Buch. So endet der Text mit Detailanmerkungen zur Rollensemantik von Genitivattributen, nicht aber mit einem Schlusswort zum Thema des ganzen Buches.

Erfüllt der KEGLI-Band also die Erwartungen, sind die Erklärungen nachvollziehbar? Wie aus dem Gesagten hervorgeht, gibt es Passagen, die dem Leser keine Mühe bereiten, und andere, die eine große Herausforderung darstellen. Die Verfasserin bemüht sich zwar, alle komplexen Sachverhalte verständlich darzustellen, doch ist es teilweise der Sache selbst geschuldet, dass dies nicht immer gelingt. Allerdings sind auch nicht alle im Buch behandelten Aspekte gleichermaßen zentral. Das zeigt sich beispielsweise darin, dass die Verfasserin selbst die Empfehlung gibt, man könne Kapitel 4.3 überspringen, wenn man „sich für Formale Semantik nicht interessiert“ (S. 44). Doch ermöglicht gerade diese Themenauswahl einen vertieften Einblick in die Theoriebildung, so dass ein Leser, der sich für weiterführende Fragen interessiert, daraus durchaus einen Nutzen ziehen kann. Einige Kapitel eignen sich daher für Studienanfänger sehr gut, andere richten sich nur an Fortgeschrittene. Inhaltlich bietet sich also ein recht heterogenes Bild. Das ändert aber nichts daran, dass über allem das lobenswerte Bemühen steht, ein für die Linguistik zentrales Thema übersichtlich, kompakt und gut strukturiert zu präsentieren. Und das ist der Verfasserin in diesem KEGLI-Bändchen weitgehend gelungen.

Zürich

CHRISTA DÜRSCHIED



MICHAEL T. PUTNAM (Hg.): *Studies on German-Language Islands*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing Company 2011. xii, 477 S. (Studies in Language Companion Series [SLCS]. 123). € 105,-

Der vorliegende Sammelband enthält – die Einleitung des Herausgebers eingeschlossen – insgesamt 17 Beiträge zu verschiedenen deutschsprachigen Sprachinseln. So finden sich Beiträge zum Pennsylvania German, zum Amana German (einer in Iowa beheimateten Varietät), zum Wisconsin German, zu Plautdietschen Sprachinseln in Südamerika, zum Zimbrischen, zum Mòcheno (einer im Trentino gesprochenen südbairischen Varietät), zum Texas German und zum Siebenbürger Sächsisch. Im Gegensatz zu zahlreichen anderen Untersuchungen zu deutschsprachigen Sprachinseln, liegt der thematische Schwerpunkt weniger auf soziolinguistischen Fragestellungen<sup>1</sup> als vielmehr eindeutig auf verschiedenartigen, höchst bemerkenswerten grammatischen Phänomenen, durch welche sich die Varietäten der untersuchten Sprachinseln auszeichnen. Darin liegt das Hauptverdienst des Sammelbandes. Entsprechend ist der Band strukturiert: Es findet sich eine Sektion zur Phonetik und Phonologie mit zwei Beiträgen, eine zur Morphologie und Lexikologie mit vier Beiträgen, drei Sektionen zur Syntax mit insgesamt acht Aufsätzen und schließlich eine zur Pragmatik und zur Konversationsanalyse mit zwei Beiträgen. Es ist also ersichtlich, dass die Auseinandersetzung mit syntaktischen Fragestellungen hier stark dominiert. Dies muss kein Nachteil sein, sind doch Arbeiten zur Syntax in der Sprachinselforschung auch heute noch eher die Ausnahme. Ein weiteres hervorstechendes Merkmal des Bandes liegt darin, dass die einzelnen Beiträge von ihrer theoretischen Grundlage her recht unterschiedlich basiert sind. Neben solchen, die eher einer strukturalistischen Richtung folgen, finden sich andere, welche generativen Ansätzen verpflichtet sind, des Weiteren spielen Grundüberlegungen der Optimalitätstheorie, des Minimalismus wie auch konversationsanalytische Ansätze eine wichtige Rolle. Diese theoretische Breite ist für jeden Leser Ansporn und Herausforderung zugleich und zeigt nicht zuletzt eine wohlthuende, undogmatische Offenheit seitens des Herausgebers. Um einen mehr als nur oberflächlichen Eindruck zu vermitteln, soll im Folgenden auf je einen Beitrag pro Sektion etwas genauer eingegangen werden.

Der Beitrag von BIRGIT ALBER mit dem Titel „Past Participles in Mòcheno“ liegt, obwohl der Sektion Phonetik und Phonologie zugeordnet, an der Schnittstelle zur Morphologie. Gegenstand der Untersuchung ist die Bildung des Partizips Perfekt im Mòcheno. Das Mòcheno kennt hier drei Varianten: Circumfigierung wie im Standarddeutschen, Suffigierung und Affrizierung, diese verbunden mit Suffigierung. In ihrer präzisen und überzeugenden Analyse arbeitet die Autorin die phonetischen Merkmale, welche die jeweilige Wahl der Partizipialbildung steuern, heraus.

Der Überschrift zur zweiten Sektion entsprechend ist der Beitrag von MICHAEL T. PUTNAM an der Schnittstelle zwischen Morphologie und Semantik zu lokalisieren. Auf der Folie optimalitätstheoretischer Ansätze untersucht er die Distribution von Intensivierern und Reflexivpronomina einer deutschsprachigen Inselvarietät im Osten Iowas, nämlich des hessisch basierten Amana German. Dabei geht es um die Distribution von *sich* und *sich selbst* in unterschiedlichen Kontexten. Ausgehend von einem Vergleich einschlägiger Hierarchien unterschiedlicher – verletzbarer – Restriktionsbedingungen im Niederländischen, Englischen und Deutschen gelangt er zu dem Schluss, dass das Amana German sich zunehmend der englischen Restriktionshierarchie annähert, wobei er offen lässt, ob das Englische der Auslöser zu dieser Entwicklung ist oder einen internen Sprachwandel lediglich beschleunigt hat.

Im Rahmen der dritten Sektion untersucht MARK L. LOUDEN das Vorkommen von mehrgliedrigen Verbkomplexen (verb clusters) im Pennsylvania German unter synchronen und diachronen Gesichtspunkten. Die Detailuntersuchung beginnt mit der Analyse rezenter Daten aus Pennsylvania und dem Mittleren Westen, welcher sich eine auf den Daten einer Dissertation aus dem

<sup>1</sup> Ein Beispiel für eine sehr einseitige soziolinguistische Schwerpunktsetzung ist das unter sprecherbiografischen Gesichtspunkten durchaus verdienstvolle Buch von MERTENS (1994), in welchem zwar objektsprachliche Daten dokumentiert werden, auf eine grammatische Analyse solcher Daten jedoch gänzlich verzichtet wird.

Jahre 1941 basierende Untersuchung anschließt (FREY 1941). Ein kurzer Einblick in Daten aus dem 19. Jahrhundert fügt der Untersuchung eine weitere historische Dimension hinzu. Im Kontext seiner detaillierten Syntaxanalysen ermittelt der Verfasser einige zentrale Regularitäten wie zum Beispiel: "The right bracket in a Pennsylvania Dutch clause may contain no more than one lexical unit; additional lexical verbs must occur to the right of the clause periphery." (S. 173) Dies hat bemerkenswerte Konsequenzen. So werden in Perfektkonstruktionen Hilfsverb und Modalverb von einem Knoten dominiert: ... *as ich gehe [hab welle] schwimmen* (S. 171). Die historischen Veränderungen betreffen vor allem Kausativ-Konstruktionen und die Einschränkung der HV + Inf.-Strukturen auf Modalverben im modernen Pennsylvania German. Ein bemerkenswerter Befund liegt schließlich in der Beobachtung, demzufolge das Verb *brauche* im modernen Pennsylvania German zu einem Vollverb reanalysiert wird und sich damit gegenläufig zum Standarddeutschen entwickelt.

Die vierte Sektion ist der Syntax des Zimbrischen, einem im Norden Venetiens zu lokalisierenden sehr frühen bairischen Sprachinseldialekt, gewidmet. ERMENEGILDO BIDESE untersucht in seinem Beitrag einen speziellen im Zimbrischen nachweisbaren Sprachwandelprozess, nämlich die syntaktische Stellung von als Objekt fungierten Pronomen in der sogenannten Wackernagelposition (die Besetzung des Mittelfeldes durch Pronomina). Basierend auf der Analyse dreier Texte aus den Jahren 1602, 1813 und 1906, stellt der Verfasser fest, dass sich das Zimbrische im Laufe der Zeit von einem germanisch geprägten Muster weg und zu einem romanischen geprägten Muster hinbewegt, was sich vor allem an den – allerdings im Gegensatz zum Romanischen – enklitischen Pronomina in „adverbialer“ Stellung zeigt: *bia bar làcense naach* 'wie wir vergeben-ihnen' (S. 353).

Die Aufsätze der fünften Sektion befassen sich noch einmal mit dem Pennsylvania German. GRETE WESTPHAL FITCH widmet sich in ihrem Beitrag dem Problem der Ausklammerung im Pennsylvania German. Dabei stellt sie fest, dass Ausklammerungen – im vorliegenden Fall Rechtsversetzungen – im Pennsylvania German signifikant häufiger begegnen als im gesprochenen Standarddeutschen und zum Teil auch im heutigen Pfälzisch. Sie vermutet, dass dieser Befund zunächst zwar einem im Deutschen sich intern vollziehenden Sprachwandel geschuldet ist, welcher jedoch im Pennsylvania German durch den Kontakt mit dem Englischen beschleunigt wird.<sup>2</sup>

Innerhalb der sechsten und letzten Sektion befasst sich HUNTER WEILBACHER mit englischsprachigen Diskurspartikeln im Texas German und zwar insbesondere mit *of course*, *now* und *see*. Dabei werden unterschiedliche Gesichtspunkte dieses spezifischen und besonders bei bedrohten Sprachen und Varietäten häufig anzutreffenden Phänomens angesprochen. In diesem Zusammenhang stellt er die Frage, ob es sich eher um Code-Switching-Phänomene, Konvergenzphänomene oder um Entlehnungen handelt. Obgleich eine Klassifikation in einzelnen Fällen schwierig ist, neigt der Verfasser mit guten Gründen zur letztgenannten Interpretation. Darüber hinaus und nicht zuletzt erwähnt er den kognitiven und meines Erachtens wichtigsten Aspekt dieser Sprachkontakterscheinung.

Generell lässt sich feststellen, dass hier ein überaus wichtiger und anregender Band zur Sprachinselforschung vorliegt – anregend vor allem wegen der problemgenerierenden Dimension aller hier publizierten Beiträge.

Es lassen sich aber auch in diesem Band einige, wenngleich marginale Kritikpunkte ausmachen. So wäre der neben dem Term „Pennsylvania German“ gebrauchte, leicht missverständliche Terminus „Pennsylvania Dutch“ durchgängig durch „Pennsylvania German“ zu ersetzen gewesen, und schlussendlich vermag sich mir die Weisheit, die zur Auswahl der in der entsprechenden Liste aufgeführten Abkürzungen geführt hat, nicht zu erschließen – warum zum Beispiel „L1“ für „First Language“, „VP“ für „Verb Phrase“, nicht aber „cont“ für „Continuant“?

<sup>2</sup> Dass Sprachkontakterscheinungen auch stabilisierend wirken können zeigen z. B. HEIDEMANN / SAWATZKY (1996, 91) anhand der doppelten Verneinung im in einem engen Sprachkontakt mit dem Russischen stehenden Plautdietschen deutscher Aussiedler mennonitischen Glaubens.

## LITERATUR

- FREY, JOHN WILLIAM (1941): The German Dialect of Eastern York County, Pennsylvania. University of Illinois: Ph.D. dissertation.
- HEIDEMANN, GUDRUN / NELLY SAWATZKY (1996): „*Et̃ wej̃ von Schiller ‚Der Taucher‘*.“ Zur autchthonen Varietät des Niederdeutschen von Aussiedlern aus der ehemaligen Sowjetunion. In: Niederdeutsches Wort 36, 75–106.
- MERTENS, BIRGIT (1994): Vom (Nieder-)Deutschen zum Englischen. Untersuchungen zur sprachlichen Assimilation einer ländlichen Gemeinde im mittleren Westen Amerikas. Heidelberg: Winter.

Bielefeld

JAN WIRRER

WOLF-ARMIN FREIHERR VON REITZENSTEIN (Hg.): Flurnamen, Straßennamen. Jahrespreise 2006, 2007, 2008 der „Henning-Kaufmann-Stiftung zur Förderung der deutschen Namenforschung auf sprachgeschichtlicher Grundlage“. Mit Beiträgen von DIETZ BERING, FRIEDHELM DEBUS, PETER GLASNER, KARLHEINZ HENGST, EUGEN NYFFENEGGER, WOLF-ARMIN FRHR. VON REITZENSTEIN, MARKUS SCHULENKORF, STEFAN SONDEREGGER und CHRISTIAN ZSCHIESCHANG. Hildesheim/Zürich/New York: Olms 2011. 212 S. (Deutsche Namenforschung auf sprachgeschichtlicher Grundlage. 3). € 39,80

Seit 2004 werden im Georg Olms Verlag die anlässlich der Preisverleihungen der „Henning-Kaufmann-Stiftung zur Förderung der deutschen Namenforschung auf sprachgeschichtlicher Grundlage“ gehaltenen Laudationes, Festvorträge und weitere Beiträge im Dreijahresrhythmus publiziert. Der vorliegende dritte Band dieser Reihe, der die Preisverleihungen 2006 in Bonn an PETER GLASNER, 2007 in Leipzig an CHRISTIAN ZSCHIESCHANG und 2008 in Frauenfeld an EUGEN NYFFENEGGER zusammenfasst, wurde von WOLF-ARMIN VON REITZENSTEIN herausgegeben und eingeleitet. Eine inhaltliche Verbindung der drei Komplexe ergab sich dadurch, dass alle drei Preisträger für Arbeiten aus dem Gebiet der Mikrotoponymie ausgezeichnet wurden.

Die Bonner Preisverleihung wird eröffnet durch einen Rückblick auf das Leben HENNING KAUFMANNs und seine Bonner Studienjahre durch FRIEDHELM DEBUS (S. 13–21), der besonders die Vielseitigkeit von KAUFMANN hervorhebt. Bei dem Festvortrag von DIETZ BERING (S. 23–39) geht es um die immer mehr um sich greifende „Kommerzialisierung der Namenwelt“, insbesondere von Fußballstadien. Es stimmt schon nachdenklich, wenn man erfährt, dass „die Anhänger des VFL Bochum, als sie [...] nicht mehr ins geliebte ‚Ruhrstadion‘ gehen durften, sondern sich ins ‚rewirpowerSTADION‘ zwangsversetzt sahen“, emphatisch protestierten, wohingegen „die Studenten der Fachhochschule Würzburg, als sie sich plötzlich im ‚Aldi-Hörsaal‘ wiederfanden, diese Neubenennung schweigend zur Kenntnis nahmen“ (S. 25). Auf die von REITZENSTEIN gehaltene Laudatio auf PETER GLASNER (S. 35–39) folgt dessen Vortrag über „Sehen und Bezeichnen – Straßennamen in der mittelalterlichen Stadt“ (S. 41–74). GLASNER sieht das mittelalterliche Namengut als „mentalitätsgeschichtliche[n] Projektionsschirm“ (S. 59), auf den das abgebildet wird, was die „kollektive Aufmerksamkeit“ erregt (S. 60). BERINGS und GLASNERS kulturwissenschaftliche Sichtweise der Straßennamen hat Schule gemacht und inzwischen weitere Arbeiten angeregt. Damit ist GLASNERS Wunsch, die mentalitätsgeschichtlich ausgerichteten Arbeiten der „Kölner Schule“ mögen weitere derartige hodonomastische Studien nach sich ziehen (S. 69), inzwischen in Erfüllung gegangen. Die Bonner Vorträge werden abgeschlossen durch den Bericht über ein Comenius-Schulprojekt zu Straßennamen von MARKUS SCHULENKORF.

In seiner „Begrüßung“ zur Preisverleihung an CHRISTIAN ZSCHIESCHANG 2007 in Leipzig (S. 93–96) stellt DEBUS die Beziehungen zwischen KAUFMANN und seinem Lehrer THEODOR FRINGS, der bis 1927 in Bonn lehrte, in den Mittelpunkt. Reichhaltiges Material aus den jahrzehntelangen ostdeutschen Forschungen zum deutsch-slawischen Sprachkontakt ausbreitend und sorgfältig

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart



abwägend bewertend, kann KARLHEINZ HENGST die Frage, ob „Flurnamen als Geschichtsquellen zum Kulturkontakt von Slawen und Deutschen im Mittelalter“ dienen können (S. 97–132), durchaus positiv beantworten. Die von Deutschen übernommenen slawischen Flurnamen deuten auf eine „willentliche Übernahme“ und „pejorationsfreie“ Verwendung vom 9. bis 12./13. Jahrhundert, doch könne daraus nicht generell auf eine „bilinguale Sprecherkompetenz der Siedler“ geschlossen werden (S. 122). In seiner Laudatio auf ZSCHIESCHANG (S. 133–138) würdigt DEBUS vor allem dessen Dissertation „Das Land tuget gar nichts“. Slawen und Deutsche zwischen Elbe und Dübener Heide aus namenkundlicher Sicht“. Der Preisträger selbst stellt seinem Vortrag die Frage voran: „Flurnamenforschung und Flurforschung – eine Symbiose?“ (S. 139–170). Konkret ist es ZSCHIESCHANGS Anliegen zu zeigen, inwieweit sich „die Flurkarte als das entscheidende Instrument“ erweist, „durch das gerade bei Flächenbezeichnungen die Einbindung in die Struktur der Flureinteilung und damit auch des Namensystems erkennbar wird“ (S. 157). So kann in günstigen Fällen die Flurkarte darauf hinweisen, dass den Flurnamen „ein spezifisch mikrotoponymischer Systemwert zukommt, der von der appellativischen Bedeutung differieren kann“ (S. 158), eine Aussage, die durch zwölf beigefügte Karten gestützt wird.

In die Schweiz führt die letzte Preisverleihung dieses Bandes, die EUGEN NYFFENEGGER für sein Wirken als Leiter und Hauptredakteur des mehrbändigen Thurgauer Namenbuchs zuteil wurde, wie STEFAN SONDEREGGER in seiner Laudatio (S. 177–186) herausstellt. Der Preisträger erläutert in seinem Festvortrag (S. 187–212) anschaulich die Schwierigkeiten, die sich beim Sammeln und Deuten urkundlich belegter Flurnamen ergeben, stellt aber zugleich die von ihm und seinen Mitarbeitern praktizierten Lösungswege vor, ohne zu verschweigen, dass es in nicht wenigen Fällen bei Alternativvorschlägen bleiben muss.

Insgesamt vermitteln die Beiträge dieses Bandes ein instruktives Bild aktueller Straßen- und Flurnamenforschung im deutschsprachigen Raum.

Bayreuth

VOLKER KOHLHEIM

KERSTEN SVEN ROTH / CHRISTA DÜRSCHIED (Hg.): Wahl der Wörter – Wahl der Waffen? Sprache und Politik in der Schweiz. Bremen: Hemen 2010. 325 S. (Sprache – Politik – Gesellschaft. 4). € 39,-

Achtzehn Beiträge dieses politolinguistisch ausgerichteten Bandes folgen dem Plädoyer der Herausgeber, die „Besonderheiten des Verhältnisses von Sprache und Politik in der Schweizer Demokratie“ (S. IX) genauer in den Blick zu nehmen. Basis war ein Symposium, das 2009 unter Beteiligung von Studierenden und Forschenden aus Zürich, Bern und Deutschland an der Universität Zürich stattfand. Als Forschungsdesiderate formulieren die Herausgeber acht Perspektiven, unter denen die politische Sprache in der Schweiz untersucht werden sollte: Die Besonderheiten der direktdemokratischen Verfassungsordnung der Schweiz, der politischen Kultur und Mentalität, der sprachlichen Situation (Mehrsprachigkeit, Schweizerdeutsch) und anderes mehr (S. 5–6). Die Beiträge gliedern sich in fünf thematische Blöcke: 1) Politische Sprache in der Schweiz und Deutschland, 2) der Sprachgebrauch in politischen Institutionen, 3) politische Sprache in den Medien, 4) diskurslinguistische Zugänge und 5) politischer Sprachgebrauch in historischer Perspektive.

Neben einer informativen Einführung der Herausgeber leisten KLEIN (politische Sprachstrategien), KILIAN (Parlamentssprachforschung), HOLLY (Medienlinguistik) und WENGELER (Diskurslinguistik) primär einführende Beiträge ihrer jeweiligen Spezialgebiete. Aus Platzgründen soll jedoch primär auf die Forschungsarbeiten der Beiträger/innen, die sich auf die Schweizer Politik beziehen, eingegangen werden.

JARREN, OEHMER und WASSMER werten über eine Inhaltsanalyse von Parlamentsprotokollen aus der Schweiz und Deutschland die unterschiedlichen Konfliktbearbeitungsstrategien aus. In 20 Protokollen der beiden Parlamente werden gut 3.500 Aussagen untersucht. Es bestätigt sich

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

dabei grundsätzlich die These, dass im Schweizer Parlament eher konfliktvermeidende und in Deutschland eher konfliktfördernde Sprachstile gepflegt werden. Damit stützt die Studie die Annahme, „dass divergierende politische Systemmerkmale und Mediensysteme auch Unterschiede im Sprach- und Argumentationsstil bedingen“ (S. 59). Doch wann sind parlamentarische Debatten „gut“? CARTIER nimmt eine linguistische Würdigung des von Politologen in Bern entwickelten „Discourse Quality Index“ vor und macht auf den Nutzen, aber auch auf Probleme aufmerksam.

BAUMANN untersucht in einer qualitativen Studie anhand des politischen Vokabulars, von Hochwertwörtern und am Regierungs-Sprachhandeln die Unterschiede der Regierungssprachen Deutschlands und der Schweiz. Ebenso vergleichend, jedoch quantitativ ausgerichtet ist die Studie von EBLING: Sie wählt einen korpuslinguistischen Zugang, um die Reden des ehemaligen Finanzministers der Schweiz, HANS-RUDOLF MERZ, und PEER STEINBRÜCK, dem damaligen deutschen Amtskollegen, zu untersuchen. Grundlage des Vergleichs ist eine induktive Sprachgebrauchsmuster-Analyse, bei der die jeweils signifikanten Muster, bestehend aus Kombinationen von Wortformen und Wortarten, berechnet werden. Aufgrund weiterer sprachlicher Merkmale kommt die Autorin zur Einschätzung, dass „die vorgestellten Ergebnisse [...] in deutlichem Kontrast zum [...] Bild des zynischen und allenthalben provozierenden Deutschen Steinbrück“ (S. 96) stünden.

In einigen Beiträgen spielt die rechtskonservative, aber sehr erfolgreiche Schweizerische Volkspartei (SVP) und deren Exponenten eine wichtige Rolle. So analysiert LUÖND zwei Reden von abgewählten Bundesräten, RUTH METZLER (CVP) und CHRISTOPH BLOCHER (SVP). Darin zeichnet sich bereits der besondere Sprachstil der SVP ab, den SCHEFER mit gesprächslinguistischen Mitteln in einer konfrontativen TV-Diskussionssendung untersucht und LUGINBÜHL anhand einer holistischen Stil-Analyse, die sich nicht nur auf Formulatives beschränkt, genauer betrachtet. So zeigen sich typische diskursive Strukturierungen (Wir-Gruppen-Konstituierung, antilithäre Haltung, Ablehnung supranationaler Institutionen etc.) oder besondere rhetorische Ausgestaltungen in Form von „illegitimen Praktiken“, die eine Distanz zum Establishment signalisieren. Deutlich wird das etwa in den Abstimmungs- und Wahlplakaten, die Tabubrüche inszenieren. FURTER vergleicht die SP und die SVP bezüglich der Fähigkeit, Begriffe besetzen zu können, wobei sich die SVP als besonders erfolgreich erweist (Beispiel: *Scheininvaliden*).

HALTMEIER untersucht die Regierungskommunikation bei Volksinitiativen in der Schweiz, die ein schwieriges Ziel verfolgen soll: Die Behörden müssen „oft genau das auf faire Art vermitteln, wovon sie sich politisch distanzieren“ (S. 147). Der Autor sieht in der „Topik der Distanz“ ein „wertvolles Instrument der politischen Meinungsbildung“ (S. 149), das hierfür geeignet ist.

Eine historische Perspektive nehmen die Beiträge von EUGSTER und SCHNOZ ein. Für SCHNOZ ist die Hypothese leitend, dass die 68er-Bewegung zunächst eine sprachliche Revolte ist. Sie untersucht dazu die Wandzeitungen der sechstägigen Diskussionsveranstaltung „Zürcher Manifest“. EUGSTER zeigt mit diskurslinguistischen Methoden den Bezeichnungskampf um eine Ladenpassage am Bahnhof Zürich in den 1960er-Jahren, „Shop-Ville“, die zu einem öffentlichen Repräsentationssymbol wurde. NUSSBAUMER geht in einem kurzen Beitrag am Beispiel einer politischen Debatte zur Umbenennung des Schweizer *Landesmuseums* in *Nationalmuseum* ebenso auf „belastete Wörter“ ein. Kritisch reflektiert LIENHARD das Verhältnis von Sprachkritik und Sprachwissenschaft.

Der Band zeugt von einer lebendigen politolinguistischen Forschungsaktivität gerade auch in Kreisen des wissenschaftlichen Nachwuchses, so dass ein erster Schritt zur Einlösung des eingangs formulierten Desiderats ohne Zweifel geleistet ist. Die Beiträge decken viele Themenbereiche ab, es wird aber auch deutlich, welches methodische Potenzial noch brach liegt: Würden inhaltsanalytische (zum Beispiel JARREN et al.) und korpuslinguistische Verfahren (etwa EBLING) noch besser mit anderen Zugängen (Diskurs-, Medien-, Argumentationsanalyse etc.) vermischt, ließe sich nicht nur die politolinguistische Erforschung der Schweiz vorantreiben, sondern auch die Methodik der Politolinguistik erweitern. Auch dafür bietet der Band viele Anregungsmöglichkeiten.

Mannheim

NOAH BUBENHOFER

CORDULA SCHWARZE: Formen und Funktionen von Topoi im Gespräch. Frankfurt am Main: Peter Lang 2010. 360 S. (Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik. 32). € 72,95

Gegenstand dieser an der Universität Halle-Wittenberg entstandenen Dissertation sind Topoi innerhalb von Argumentationshandlungen, die exemplarisch für den Diskursbereich des konfliktären Gesprächs zwischen Müttern und ihren jugendlichen Töchtern untersucht werden. Im Fokus steht die empirisch-qualitative Analyse von Formen und Funktionen dieser argumentativen Topoi, wobei die besondere Ambition der Arbeit im methodischen Vorgehen liegt: Interbeziehungsweise transdisziplinär werden gesprächsanalytische, sprechwissenschaftliche und rhetorisch-argumentationstheoretische Methoden verbunden. Als Datenbasis dient das Korpus „Mütter-Töchter-Konfliktkommunikation“, das im Rahmen des DFG-Projekts „Argumente in Konfliktgesprächen zwischen Eltern und Jugendlichen“ am IDS Mannheim 1988 erhoben und von der Verfasserin in Sekundärnutzung bearbeitet wurde.

Der Aufbau der Arbeit zeigt eine klare Struktur. Nach einer allgemeinen Einleitung werden in den folgenden Kapiteln die für die Untersuchung grundlegenden Begriffe und Methoden erarbeitet. Kapitel 4 widmet sich der Datenbasis. In Kapitel 5, dem Hauptkapitel der Arbeit, werden die Ergebnisse der empirischen Untersuchung präsentiert. Im Schlusskapitel 6 wird die Arbeit mit einem Ausblick auf weiterführende Fragestellungen und einigen kurzen Überlegungen zur methodisch-didaktischen Nutzung der Ergebnisse für Argumentationsschulungen abgerundet. Allerdings wird die Lektüre dadurch ein wenig erschwert, dass in der gesamten Arbeit auf Fußnoten verzichtet wird. Diese wären aber angesichts des Aspektenreichtums und der vielen Exkurse zu Detailspekten und weiterführenden Kontroversen sowie der vielen Literaturhinweise im Sinne einer besseren Übersichtlichkeit und einfacheren Orientierung (namentlich für den mit der Materie weniger vertrauten Leser) hilfreich gewesen.

Lohnend ist die Arbeit vor allem aus zwei Gründen: a) Sie ist für die Theoriebildung ergiebig, da traditionell getrennte Methoden – die Gesprächsanalyse, die Sprechwissenschaft und die Rhetorik beziehungsweise Argumentationstheorie – zusammengeführt und dadurch Defizite kompensiert werden. b) Sie bringt eine Reihe interessanter gesprächsanalytisch fundierter empirischer Erkenntnisse über den Gegenstand des topischen Argumentierens, der bisher kaum gesprächsanalytisch beziehungsweise empirisch untersucht wurde. Auf diese Weise wird damit begonnen, ein Desiderat sowohl der Toposforschung als auch der Gesprächsanalyse zu schließen.

Eine gegenstandsangemessene Methodik wird auf der Basis der Erkenntnis reflektiert, dass komplexe empirische Phänomene innerhalb der traditionellen Disziplinengrenzen nicht ausreichend erfasst werden können. Die Verfasserin argumentiert, dass für die Untersuchung des mündlichen Argumentierens, das ein klassischer Forschungsgegenstand der Sprechwissenschaft ist, dennoch die Gesprächsanalyse die geeignete Rahmentheorie liefert: Sie stellt eine empirisch-qualitative Methodologie bereit, die der Sprechwissenschaft fehlt. Da sie aber auf das Beobachtbare fokussiert ist, wurde die Analyse von Topoi aufgrund von deren Implizitheit traditionell vernachlässigt. Deshalb wird die analytische Perspektive um Konzepte der Rhetorik und Argumentationstheorie erweitert, wo Topoi trotz ihrer formseitigen Unauffälligkeit innerhalb von Prämissen-Topos-Konklusions-Schemata darstellbar sind. Durch die gesprächsanalytische Verankerung dieser rhetorischen Konzepte lassen sich die Spuren der Topoi im Gespräch rekonstruieren. Gleichzeitig wird das Problem dieser Konzepte behoben, dass sie auf idealisierten Annahmen anstatt auf authentischen Daten gründen. Auf der Basis dieser Vorüberlegungen wird ein über die bisherige Methodologie hinausgehendes methodisches Vorgehen konkretisiert. Demnach wird die sprachliche Manifestation der Topoi mit Hilfe einer Sequenzanalyse (in Anlehnung an die in SPRANZ-FOGASY [2003] formulierte Argumentationssequenz) ermittelt. Dabei bildet die Dissensmarkierung den analytischen Ausgangspunkt für eine retro- und prospektive – also die vorausgehende Auslöse- und die konditionell relevante und den Topos enthaltende Begründungshandlung umfassende – Bestimmung des Argumentierens.

Auch zum Toposbegriff findet sich eine detaillierte begriffsgeschichtliche Aufarbeitung, die sich als Einführung in diesen Begriff eignet. Referiert werden Aristoteles' Fundierung dieses Begriffs und – in interdisziplinärer Breite – die unterschiedlichen Zugänge, die die Rhetorik, die

Sprechwissenschaft, die Literaturwissenschaft und die Soziologie dazu bieten. Auf diese Weise werden die für den der Untersuchung zugrunde liegenden Arbeitsbegriff „Topos“ zentralen Charakteristika herausgearbeitet. Dies sind insbesondere die Unschärfe und Offenheit des Toposbegriffs sowie dessen (aus rhetorisch-linguistischer Perspektive akzentuierter) formaler Aspekt als Schlussmuster und dessen (literaturwissenschaftlich geprägter) materialer beziehungsweise inhaltlicher Aspekt. So ist auch die Anschlussfähigkeit an die Gesprächsanalyse gegeben, der zufolge die formale nicht von der inhaltlichen Gestaltung ablösbar ist.

Das Untersuchungsmaterial wird zunächst durch eine Typologisierung der verwendeten Gespräche ausführlich hinsichtlich relevanter Merkmale wie natürlich, elizitiert, konfliktär, lösungsorientiert und thematisch strukturiert spezifiziert. Es folgt eine Erläuterung der von der Verfasserin auf der Grundlage von digitalisierten Kassetten vorgenommenen Neutranskription von fünf Gesprächen des IDS-Korpus. Dabei ist die Entscheidung, die im korpuserhebenden Projekt getroffene Wahl des Partitursystems HIAT für die Neutranskription zu übernehmen, nicht ausreichend begründet und auch nicht optimal:

So argumentiert die Verfasserin:

In der Partiturschreibweise bleibt optisch die originale Dialogizität des Gesprächs erhalten, zudem kann das Klangbild eines Gesprächs besser [gemeint ist wohl: als beim GAT (das im vorhergehenden Kapitel [S. 198–199] beschrieben wurde)] dargestellt werden, da eine Anlehnung an die Konventionen der Notation von Musik erfolgt. [...] Diese Notation entspricht einer musikalischen Partitur und erhöht somit die Lesbarkeit des Transkripts. (S. 199–200)

Diese knappe Begründung verwundert in ihrer Allgemeinheit und Vagheit. Zum einen verliert HIAT immer mehr an Boden, vgl. DITTMAR (2009, 114), während GAT sich inzwischen als Standard in Deutschland etabliert hat, vgl. DEPPERMAN (2008, 41). Zum anderen ist HIAT GAT hinsichtlich der Lesbarkeit und der Abbildung von Dialogizität und Klangbild nicht grundsätzlich überlegen. Zwar kann HIAT bei Gesprächen mit mehr als zwei oder drei Interaktanten und mit Mehrfachüberlappungen mehr Transparenz und einen besseren Überblick über die Interaktanten und deren Beteiligung schaffen, aber bei Gesprächen mit zwei Interaktanten, wie denen des Korpus, führt HIAT zu einer, verglichen mit GAT, unübersichtlichen und den normalen Lesegewohnheiten entgegenlaufenden Notation, vgl. DITTMAR (2009, 115, 165) und SELTING (2001, 1061). Die Dialogizität von Gesprächen lässt sich mit beiden Systemen erfassen. Entscheidend dabei ist, dass HIAT die Gleichzeitigkeit der Beiträge hervorhebt, indem die Partiturzeile jedes Interaktanten fortlaufend weitergeführt wird. GAT dagegen betont die Sequenzialität der Beiträge, da durch das Untereinander der Sprecherzeilen ikonisch das Nacheinander der Beiträge dargestellt wird, vgl. SELTING (2001, 1060–1061). GAT-Transkripte hätten somit auch die für die Untersuchung zentrale Sequenzanalyse erleichtern können. Auch die Erfassung des Klangbildes mit HIAT ist im Hinblick auf die Forschungsfrage problematisch: Als funktionsbezogenes Transkriptionssystem berücksichtigt HIAT, im Gegensatz zum formbezogenen Transkriptionssystem GAT, die Form bei „normaler“ Realisation nicht, vgl. SELTING (2001, 1061). Dies reicht aber für eine gesprächsanalytische Untersuchung zur Form von Topoi nicht aus. So wird insbesondere die Abgrenzung von Turnkonstruktionseinheiten sowie der Tonhöhenverlauf an den Einheitenenden mit HIAT kaum beziehungsweise nicht notiert.<sup>1</sup>

Mit den Ergebnissen der Untersuchung, die in neun jeweils circa dreistündigen Datensitzungen mit jeweils sechs zum Teil wechselnden Linguistinnen objektiviert wurden, wird ein aufgrund der empirischen Fundierung überzeugendes, differenziertes und die bisherige Argumentationsforschung vervollständigendes und zum Teil korrigierendes Bild argumentativer Topoi gezeichnet. Es enthält eine Erweiterung der topischen Argumentationssequenz, die insbesondere im Nachweis

<sup>1</sup> Zudem ist die Entscheidung für HIAT umso unverständlicher, als die Verfasserin selber schreibt: „Es soll hier [d.h. im Kontext der Beschreibung gesprächsanalytischer Transkriptionssysteme] nur auf jenes System verwiesen werden, das in der Gesprächsforschung inzwischen überwiegend angewandt wird: das Gesprächsanalytische Transkriptionssystem (GAT), [...]“ (S. 189)

des Formenreichtums der Dissensmarkierung besteht, sowie eine formbasierte Typologie der verwendeten Topoi. Dabei werden lexikosemantische, syntaktische, Handlungs- und prosodische Auffälligkeiten herausgearbeitet. So wird etwa gezeigt, dass Dissensmarkierungen mit Konnektoren wie *weil*, *aber* oder *also* realisiert werden, während die in der nicht-empirischen Literatur postulierten Argumentationsindikatoren *denn*, *wegen* und *deshalb* nicht bestätigt werden.

Neu und gelungen ist auch die Typologisierung der Topoi nach dem Kriterium des Herstellungsprozesses. Demnach werden Topoi, die von einem, und Topoi, die von beiden Interaktanten entwickelt werden, unterschieden. Es wird gezeigt, dass die individuell hergestellten Topoi unter anderem einen großen Beitrag zur Themenarbeit leisten und die Selbstfestlegung verstärken. Somit eignen sie sich zur Durchsetzung eigener Interessen und erhöhen das konflikthafte Geschehen. Bezüglich der gemeinsam entwickelten Topoi dagegen ergibt die Untersuchung, dass diese in spezieller Weise argumentative Probleme des Partners aufzeigen können, indem diese Probleme nicht explizit genannt werden, sondern auf formaler Ebene zum Beispiel die Konklusion auf der Basis der Prämissen angegriffen wird. Dabei werden die Topoi exklusiv jeweils einer dieser Klassen zugeordnet, zum Beispiel die Topoi aus Grund und Folge, des Mehr oder Minder oder der Autorität den individuell und die Topoi aus dem Vergleich oder aus der Zeit den gemeinsam entwickelten Topoi. Allerdings weisen diese Topoi-Analysen eine ungebräuchliche Verwendung des zentralen gesprächsanalytischen Sequenzbegriffs auf, die zudem unreflektiert bleibt. So bezeichnet die Verfasserin mit Sequenzen zum einen, wie allgemein üblich,<sup>2</sup> Folgen von verschiedenen Sprechhandlungen, die von mindestens zwei Interaktanten in mindestens zwei Turns durchgeführt werden (etwa S. 287–318). Zum anderen bezeichnet sie damit verschiedene Sprechhandlungen innerhalb eines Turns beziehungsweise eines Sprechers (S. 249–286) – eine Auffassung, die sich in der Literatur nur sehr vereinzelt findet (vgl. EGGINS / SLADE 1997) und mit der der Unterschied zwischen dialogischen Sequenzen und monologischen Sprechhandlungsverkettungen verwischt wird, vgl. GRUBER (2001, 1227). Außerdem bezeichnet sie solche Sprechhandlungsverkettungen zum Teil als Paarsequenzen (etwa S. 217), obwohl dieser Begriff notwendig mit Dialogizität verknüpft ist.

Insgesamt liegt hier eine gründlich ausgearbeitete und methodisch intensiv reflektierte interdisziplinäre Untersuchung zu einem ergiebigen Thema vor, die zwar in sozusagen technischer und terminologischer Hinsicht Schwächen aufweist, aber neue und weiterführende Aspekte in die Diskussion einbringt. Die Arbeit ist ein Gewinn für Sprechwissenschaftler und Gesprächsanalytiker, die an argumentativen Topoi interessiert sind, sowie für Argumentationstrainer.

#### LITERATUR

- BRINKER, KLAUS / SVEN F. SAGER (2006): Linguistische Gesprächsanalyse. Eine Einführung. Berlin: Schmidt.
- BUSSMANN, HADUMOD (1990): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart: Alfred Körner.
- DEPPERMANN, ARNULF (2008): Gespräche analysieren. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- DITTMAR, NORBERT (2009): Transkription. Ein Leitfaden mit Aufgaben für Studenten, Forscher und Laien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- EGGINS, SUZANNE / DIANA SLADE (1997): Analysing Casual Conversation. London: Cassell.
- GRUBER, HELMUT (2001): Die Struktur von Gesprächssequenzen. In: BURKHARDT, ARMIN / HUGO STEGER / HERBERT ERNST WIEGAND (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Berlin: Walter de Gruyter (Bd. 16.2), 1226–1241.
- LEVINSON, STEPHEN C. (2000): Pragmatik. Tübingen: Niemeyer.
- SCHEGLOFF, EMANUEL A. / HARVEY SACKS (1973): Opening up closings. In: *Semiotica* 8, 289–327.

<sup>2</sup> Vgl. z. B. BRINKER / SAGER (2006, 80–81), BUSSMANN (1990, 682), DEPPERMANN (2008, 68), GRUBER (2001, 1227), LEVINSON (2000, 330) und SCHEGLOFF / SACKS (1973, 295–296).

- SELTING, MARGRET (2001): Probleme der Transkription verbalen und paraverbalen / prosodischen Verhaltens. In: BURKHARDT, ARMIN / HUGO STEGER / HERBERT ERNST WIEGAND (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Berlin: Walter de Gruyter (Bd. 16.2) 1059–1068.
- SPRANZ-FOGASY, THOMAS (2003): Alles Argumentieren oder was? Zur Konstruktion von Argumentation im Gespräch. In: DEPPERMAN, ARNULF / MARTIN HARTUNG (Hg.): Argumentieren in Gesprächen. Tübingen: Stauffenberg, 27–39.

Marburg/Lahn

FRIEDERIKE BAUM

HELGE SKIRL: Emergenz als Phänomen der Semantik am Beispiel des Metaphernverstehens. Emergente konzeptuelle Merkmale an der Schnittstelle von Semantik und Pragmatik. Tübingen: Narr 2009. 187 S. (Tübinger Beiträge zur Linguistik. 515). € 49,–

Wissenschaft ist bekanntlich immer dann besonders spannend, wenn sie zu erstaunlichen und scheinbar unergründlichen Phänomenen plausible Erklärungen anzubieten hat. Emergenz – die Entstehung von Neuem aus Gegebenem – ist so ein Phänomen: Wenn wir etwa einen Hockeyspieler als einen Bulldozer bezeichnen, wie kommt es dann, dass das durch Analogie gebildete neue Konzept „Hockeyspieler als Bulldozer“ Eigenschaften (wie „durchsetzungsfähig“) aufweist, die weder im Konzept „Hockeyspieler“ noch im Konzept „Bulldozer“ angelegt sind? Derartige Phänomene sprachlicher Emergenz stehen im Mittelpunkt der Studie HELGE SKIRLS, die 2007 an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena als Dissertation eingereicht wurde. Den Gegenstandsbereich bilden Ad-hoc-Metaphern (wie die oben aufgeführten), wengleich Studien im Umfeld der so genannten Blending-Theorie (vgl. etwa FAUCONNIER / TURNER 2002) deutlich gemacht haben, dass eine Vielzahl weiterer sprachlicher Phänomene – wie Sprechakte, Possessivkonstruktionen, Metonymien, Text-Bildbeziehungen und so weiter – ebenfalls emergente Eigenschaften aufweisen können.

Emergenz ist zuvorderst ein kognitives Phänomen, insofern sich das Auftauchen neuer (Bedeutungs-)Elemente gerade nicht im Rückgriff auf gegebene Informationen erklären lässt, ganz gleich ob diese semantischen oder pragmatischen Ursprungs sind. Vor diesem Hintergrund verwundert es kaum, dass sich SKIRL nach einer eingehenden Bestimmung des Emergenz-Begriffs zunächst mit einschlägigen kognitiven Theorien auseinandersetzt, bevor er im vierten und fünften Kapitel schließlich seinen eigenen Ansatz entwickelt.

SKIRL vertritt die These, dass emergente Bedeutungsaspekte von Sprache im Gebrauch als ein Phänomen zu verstehen seien, die an der Schnittstelle von Semantik und Pragmatik angesiedelt sind. Dabei versucht seine Arbeit nachzuweisen, dass bislang etablierte Theorien zur sprachlichen Emergenz substantielle Defizite aufweisen, die sich nur im Rahmen seines Ansatzes beseitigen lassen. Dieser Anspruch ist auch deswegen gewaltig, weil mit der „Blending“-Theorie von FAUCONNIER und TURNER (2002) einerseits und der von SPERBER und WILSON (1986) initiierten Relevanz-Theorie andererseits zwei theoretische Schwergewichte in der Kritik stehen.

Um es kurz zu machen: Die theoretische Auseinandersetzung mit diesen wichtigen Theorien ist anregend, und die angeführte Kritik ist in großen Teilen nachvollziehbar, aber nicht in allen Fällen gerechtfertigt. Ein Manko besteht darin, dass insbesondere die äußerst elaborete Blending-Theorie nur sehr selektiv und letztlich unzureichend dargestellt wird. So greifen FAUCONNIER und TURNER zur Erklärung sprachlicher Emergenz auf so genannte „mentale Räume“ zurück, deren Verschmelzung (*blending*) zur Emergenz von neuen Bedeutungsaspekten führen kann. Hierfür relevante Teilprozesse (wie *composition*, *completion* und *elaboration*) werden jedoch ebenso wenig von SKIRL thematisiert wie Strukturen von sowie Beziehungen zwischen mentalen Räumen (*counterparts*, *connectors*, *roles*, *values*, *integration network*, *vital relations* et cetera). Durch den Einbezug solcher Kernbegriffe würden sich viele Kritikpunkte erübrigen. Warum SKIRL in demselben Kapitel die Theorie konzeptueller Metaphern vorstellt (S. 58–73) und

hinsichtlich ihres Unvermögens kritisiert, Emergenzphänomene zu erklären, bleibt ein Rätsel. Denn dieser Ansatz will und kann gar nichts zur Dynamik sprachlicher Bedeutungen sagen, da sie sich allein auf Formen und Funktionen von stabilen, präverbalen konzeptuellen Strukturen (wie Bildschemata) konzentriert.

Zur Erklärung sprachlicher Emergenz schlägt SKIRL einen alternativen Weg vor. Sein eigener Ansatz gründet in einer modularistischen Sprachauffassung, die BIERWISCHS (1979, 122–123) Vorschlag aufgreift, zwischen sprachlich determinierter Bedeutung, Äußerungsbedeutung und kommunikativem Sinn kategorial zu unterscheiden (S. 103–107). Nicht problematisiert wird dabei, inwiefern BIERWISCHS strikte Trennung zwischen „Sprachwissen“ und „Weltwissen“ in Theorie und Praxis tatsächlich aufrechtzuerhalten ist. Daran darf man grundsätzlich zweifeln (vgl. zusammenfassend ZIEM 2008, 119–142) – und mit Blick auf den von SKIRL avisierten Gegenstandsbereich muss man das sogar: Denn wie kann es im Rahmen des vertretenen Mehr-Ebenen-Modells „emergente konzeptuelle Merkmale“ (S. 80) geben? Der Begriff des Merkmals ist bei BIERWISCH (und anderen Vertretern einer modularen Sprachtheorie) ein Fachterminus, mit dem „rein sprachliche“ Eigenschaften beschrieben werden, die sich gerade dadurch auszeichnen, nicht konzeptueller Natur zu sein. Konzeptuelle Eigenschaften sind demnach dem Weltwissen zuzurechnen und im Rahmen der Pragmatik zu behandeln, semantische Merkmale dagegen als Teil des Sprachwissens aufzufassen und mithin Gegenstand der Semantik (im engen Sinn einer modularen Sprachtheorie). Die Bezeichnung „emergente semantische Merkmale“ ist so gesehen eine *contradictio in adiecto*, denn insofern sprachliche Eigenschaften emergent sind, können sie nicht Teil der Semantik sein, und insofern allein auf der Ebene „sprachlich determinierter Bedeutung“ (BIERWISCH 1979, 122) semantische Merkmale verankert sind, können hier Emergenzphänomene keinen Platz finden. Letzteres nimmt SKIRL zwar nicht an, aber an der terminologischen Ungenauigkeit wird deutlich, dass der Status von emergenten Bedeutungsaspekten vage bleibt – eines von mehreren theorieinduzierten Problemen, das erst aufgrund der künstlichen Trennung von Semantik und Pragmatik entsteht.

Ungeachtet dieser offenen Fragen und Probleme bleibt jedoch festzuhalten, dass SKIRLS Studie zu einer der interessantesten Arbeiten zu Metaphern gehört, die in den letzten Jahren erschienen sind. Dafür sorgt neben der stringenten, klaren und erfrischend knappen Darstellung nicht zuletzt der Umstand, dass SKIRL an jeder Stelle klar Position bezieht.

#### LITERATUR

- BIERWISCH, MANFRED (1979): Semantische und konzeptuelle Repräsentation lexikalischer Einheiten. In: GREWENDORF, GÜNTHER (Hg.): Sprechakttheorie und Semantik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 119–148.
- FAUCONNIER, GILLES / MARK TURNER (2002): *The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*. New York: Basic Books.
- SPERBER, DAN / DEIRDRE WILSON (1986): *Relevance. Communication and Cognition*. Oxford: Blackwell.
- ZIEM, ALEXANDER (2008): *Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz*. Berlin/New York: De Gruyter.

Düsseldorf

ALEXANDER ZIEM

HEIKE WIESE: *Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht*. München: C.H. Beck 2012. 279 S. (beck'sche reihe. 6034). € 12,95

Seit den 1950er-Jahren hat die Betrachtung von Jugendsprache unter sprachkritischen Gesichtspunkten an Popularität gewonnen (vgl. dazu die Ausführungen u. a. in DITTMAR / BAHLO 2008,

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

264; NEULAND 2008, XI; SCHLOBINSKI 2002, 15; BAHLO i. Dr.). Seit Mitte der 1990er-Jahre treten „ethnolektale“ und „multiethnolektale Sprechweisen“ (vgl. u. a. HINNENKAMP / MENG 2005; AUER / DIRIM 1999; TERTILT 1996) in den Fokus des öffentlichen Interesses, die nicht nur die Medienlandschaft, sondern auch die Sprachwissenschaft im Rahmen der Jugendsprachforschung thematisch bereichern. HEIKE WIESE widmet sich in der vorliegenden Monografie der Grammatik, der Phonologie, dem Lexikon und der Sprachkritik dieser Kontaktsprachen, die in urbanen Wohngebieten mit unterschiedlicher ethnischer und kultureller Vielfalt entstanden sind. Sie nennt sie in Abgrenzung zu monoethnischen Varietäten „Kiezdeutsch“.

Nach einer kurzen Einleitung, die deutlich macht, dass die Arbeit lehrreich und unterhaltsam zugleich sein soll,<sup>1</sup> konzentriert sich die Autorin im ersten Teil der Arbeit auf die Dynamik lebendiger Sprachen (S. 29–45). Anhand ausgewählter Merkmale (Lautverschiebung, Modalverben, Flexion, *weil* mit V2) macht sie in diachroner wie auch synchroner Hinsicht deutlich, dass sich die Sprache Deutsch im ständigen Wandel befunden hat und befindet. Diese Veränderungen würden jedoch keine sprachlichen Probleme oder gar einen Sprachverfall bedeuten (S. 32 und auch KELLER 2004, 5). Anhand verschiedener Beispiele will WIESE im Folgenden zeigen, dass Kiezdeutsch typisch deutsche grammatische Eigenschaften aufweise. Dass die Sicht zum Beispiel auf die Regelmäßigkeit von *weil* mit gebeugter Verbform an zweiter Stelle von normativen Grammatikern nur selten toleriert – teilweise sogar ignoriert – wird (vgl. ENGEL 1988; ignoriert z. B. in GÖTZE / HESS-LÜTTICH 1989; HELBIG / BUSCHA 1986), spart WIESE aus. Der Bezug auf Untersuchungsergebnisse von unter anderem GOHL / GÜNTNER (1999) und FREYWALD (2010) macht hier bereits deutlich, dass sich WIESE primär an den Untersuchungen der gesprochenen Sprachforschung orientiert.

Aus ihren Beobachtungen authentischen Gesprächsmaterials<sup>2</sup> folgert WIESE, dass die vielsprachigen Kompetenzen der Jugendlichen aus multiethnischen Bezirken ein dynamisches sprachliches Umfeld erzeugen würden, das sprachliche „Innovationen“ (S. 36) besonders begünstige. „Diese Jugendsprache [Kiezdeutsch] bildet [...] einen eigenen Dialekt [...]“ (S. 45). Diskutabel ist an dieser Stelle nicht der Innovations- oder Dynamikgedanke, der seit den 1980er-Jahren ausgiebig für verschiedene juventulektale Stile<sup>3</sup> besprochen wurde, diskutabel ist die Verwendung des Begriffs „Dialekt“, mit dem die Autorin die Herausbildung einer eigenen Grammatik betonen möchte (vgl. auch WIESE et al. 2012, 99). WIESE bezieht sich hier (in Anlehnung etwa an TRUDGILL [1992, 23]), auf eine „[...] weite Auffassung von Dialekt [...]“, den sie nicht nur auf geografische, sondern auch auf soziale Faktoren bezieht (S. 130). Die geografische Variation sei für Kiezdeutsch zwar nachweisbar und bei der Beschreibung der Varietät berücksichtigungswert, insgesamt sei sie aber weniger prägnant als die soziale (vgl. S. 38). Wenn wir also davon ausgehen, dass der Raum einen eher geringeren Stellenwert bei der Beschreibung von Kiezdeutsch einnimmt, dann wäre zumindest zu überlegen, ob der Dialektbegriff, der im Allgemeinen eher geografisch besetzt ist, passend ist (vgl. mit anderem Bezug z. B. HERRGEN 1986, 102–111; SCHÖNFELD / PAPE 1981, 149). In Anlehnung zum Beispiel an LÖFFLER (2010, 79) und auch DITTMAR (2009 und 1997) könnte man die hervorstechenden sozio-pragmatischen Ausprägungen, von denen auch HEIKE WIESE spricht, zur Klassifikation von Kiezdeutsch als Soziolekt oder Funktiolekt heranziehen, ohne die Bedeutung der geografischen Variation außer Augen zu verlieren (dazu auch mit allgemeinem Bezug BARBOUR / STEVENSON 1998, 157).

In Kapitel drei geht WIESE auf ausgewählte Phänomene von Kiezdeutsch ein. Mit ihren Ausführungen möchte sie den Leser davon überzeugen, dass Kiezdeutsch „typisch deutsch“ (S. 48) ist. Anhand von authentischen Beispielen mit Lokalangaben ohne Artikel oder Präposition, performativen Konstruktionen wie *ich schwöre*, Funktionsverbgefügen, „neuen“ Wortstel-

<sup>1</sup> Vgl. auch Einband Rückseite.

<sup>2</sup> Das Hauptkorpus umfasst 48 Stunden Gesprächsaufnahmen von 17 Jugendlichen aus Berlin Kreuzberg und 18 Stunden Gesprächsaufnahmen von 7 Jugendlichen aus Berlin Hellersdorf. Es handelt sich um authentische Gesprächssituationen ohne Beobachter. Eine ausführliche Korpusbeschreibung findet sich in WIESE et al. (2012, 102–103).

<sup>3</sup> Beziehungsweise in der Terminologie ANDROUTSOPOULOS (1998, 592): Sekundäre Varietäten.



lungsmustern (die sie in einer diachronen Betrachtung im Zusammenhang von Grammatik und Informationsstruktur diskutiert), Fokusmarkern, Klitisierungen und der Darstellung von Grammatikalisierungsprozessen zeigt die Autorin, dass sich Kiezdeutsch durch aktuell stattfindende (bekannte) Sprachvariationsprozesse bildet (S. 104), die europaweit Ähnlichkeiten aufweisen (S. 109–123).<sup>4</sup>

Im zweiten Teil der Arbeit – beginnend mit Kapitel fünf – diskutiert die Autorin die Stigmatisierung von Kiezdeutsch und geht dazu unter anderem auf die Sprachideologieforschung ein, die deutlich mache, dass folgende Wahrnehmungen und Einstellungen unter SprecherInnen einer Sprachgemeinschaft verbreitet seien: i) Eine ideologische Verbundenheit mit dem Standard; ii) eine Bewertung von Abweichungen als Fehler; iii) die Verknüpfung von Einstellungen gegenüber einem Sprachgebrauch mit Einstellungen gegenüber seinen SprecherInnen; iv) eine negative Bewertung von Nicht-StandardsprecherInnen; v) eine negative Einstufung des Sprachgebrauchs sozial Schwächerer; vi) eine verstärkte sprachliche Unsicherheit bei SprecherInnen einer solchen niedrig bewerteten Varietät (vgl. S. 135–137 und unter anderen KROSKRITY 2004). Aufgrund der vorgestellten Ergebnisse und Überlegungen folgert WIESE, dass die teilweise massiven Vorbehalte gegenüber Kiezdeutsch auf Fehleinschätzungen von Sprache, sprachlicher Variation, Grammatik und teilweise auch bewussten oder unbewussten sozialen Abwertungen beruhen würden (S. 231).

Im Fazit wird auf die Problematik von Sprache und Schulerfolg hingewiesen. Die Autorin macht hier erstmalig explizit die Folgen für SchülerInnen deutlich, die kein Standarddeutsch sprechen können. Ihre anschließende Forderung lautet: „[...] dann müssen wir sinnvollerweise dafür sorgen, dass alle Kinder die Chance bekommen, diese [Standard-] Varietät gleichermaßen zu erwerben.“ (S. 236; meine Einfügung).

„Kiezdeutsch. Ein Dialekt entsteht“ ist keine Arbeit, die den Anspruch erhebt, in erster Linie für einen wissenschaftlichen Leserkreis geschrieben worden zu sein. HEIKE WIESE – als eine der aktuell profiliertesten Jugendsprachforscherinnen – schließt mit ihrer Arbeit eine Lücke zwischen (sozio)linguistischer und publizistischer Veröffentlichung. Dass es dabei im Zuge einer didaktisch öffentlichkeitswirksamen Reduktion zu Diskussionsbedarf besonders in Fachkreisen kommt, liegt in der Publikationsart begründet und lässt sich nicht vermeiden.

Die Sicht auf „Kiezdeutsch“ als urbanes, multiethnisches Phänomen ist WIESE dennoch genauso wie der variationslinguistische Blick, der die gesellschaftlichen Bedingungen für die Entstehung einer neuen Varietät reflektiert, gelungen. Von der Euphorie, die die „on-line-Beobachtung“ des Entstehens einer neuen Varietät für LinguistInnen mit sich bringt, wird der kritische Aspekt jedoch förmlich erschlagen, obwohl dieser treffend erwähnt wird (z. B. S. 9, 20, 235–238): Eine etwas intensivere Auseinandersetzung mit den aktuell für Jugendliche zu befürchtenden Restriktionen im Schul- und Berufsalltag, die sich aus ihrem Sprachgebrauch ergeben können, wäre wünschenswert gewesen.

Bedingt durch die Publikationsart, die sich eher einem interessierten nicht-fachwissenschaftlichen Rezipientenkreis zuwendet, werden fachliche Diskussionen didaktisch reduziert geführt. Neben den weiterführenden – äußerst lohnenswerten – Literaturangaben liegt hier eine große Chance für die schulische und die universitäre Lehre: Das Buch lädt zur (durchaus kontrovers zu führenden) Diskussion ein.

## LITERATUR

- ANDROUTSOPOULOS, JANNIS (1998): Deutsche Jugendsprache. Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- AUER, PETER / İNCI DIRIM (1999): Das versteckte Prestige des Türkischen. Zur Verwendung des Türkischen in gemischtethnischen Jugendlichengruppen in Hamburg. In: GOGOLIN, INGRID / BERNHARD NAUCK (Hg.): Migration, gesellschaftliche Differenzierung und Bildung. Resultate des Forschungsschwerpunktprogramms FABER. Opladen: Leske & Buderich, 97–112.

<sup>4</sup> Hier verweist WIESE sehr ausführlich auf weiterführende Literatur.

- BARBOUR, STEPHEN / PATRICK STEVENSON (1998): Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin/New York: De Gruyter.
- BAHLO, NILS (i. Dr.): Let's talk about Sex. Sexualisierte Sprache Jugendlicher im (Projekt-)Unterricht. [Erscheint in APTUM – Zeitschrift für Sprachkritik].
- DITTMAR, NORBERT (1997): Grundlagen der Soziolinguistik: ein Arbeitsbuch mit Aufgaben. Tübingen: Niemeyer.
- DITTMAR, NORBERT (2009): Varietäten und Stil. In: FIX, ULLA / ANDREAS GARDT / JOACHIM KNAPE (Hg.). Rhetorik und Stilistik – Ein internationales Handbuch. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 31.2) Berlin/New York: De Gruyter, 1669–1690.
- DITTMAR, NORBERT / NILS BAHLO (2008): Jugendsprache. In: ANDERLIK, HEIDEMARIE / KATJA KAISER (Hg.): Die Sprache Deutsch. Dresden: Sandstein Verlag, 264–268.
- ENGEL, ULRICH (1988): Deutsche Grammatik. Heidelberg: Julius Groos.
- FREYWALD, ULRIKE (2010): Obwohl vielleicht war es ganz anders. Vorüberlegungen zum Alter der Verbzweitstellung nach subordinierenden Konjunktionen. In: ZIEGLER, ARNE (Hg.): Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Berlin/New York: De Gruyter, 55–84.
- GOHL, CHRISTINE / SUSANNE GÜNTNER (1999): Grammatikalisierung von weil als Diskursmarker in der gesprochenen Sprache. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft, 39–75.
- GÖTZE, LUTZ / ERNEST W.B. HESS-LÜTTICH (1989): Grammatik der deutschen Sprache. München: Droemer Knauer.
- HELBIG, GERHARD / JOACHIM BUSCHA (1986): Kurze deutsche Grammatik für Ausländer. Leipzig: VEB Verlag: Enzyklopädie.
- HERRGEN, JOACHIM (1986): Koronalisierung und Hyperkorrektur. Stuttgart: Steiner.
- HINNENKAMP, VOLKER / KATHARINA MENG (Hg.) (2005): Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturelles Selbstverständnis. Tübingen: Narr.
- KELLER, RUDI (2004): Ist die deutsche Sprache vom Verfall bedroht? Universität Düsseldorf. [Onlinepublikation: <<http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/uploads/media/Sprachverfall.pdf>>].
- KROSKRITY, PAUL (2004): Language ideologies. In: DURANTI, ALESSANDRO (Hg.): A Companion to Linguistic Anthropology. Malden: Blackwell, 496–517.
- LÖFFLER, HEINRICH (2010): Germanistische Soziolinguistik. Berlin: Erich Schmidt.
- NEULAND, EVA (2008): Jugendsprache. Eine Einführung. Stuttgart: UTB.
- SCHLOBINSKI, PETER (2002): Jugendsprache und Jugendkultur. In: Politik und Zeitgeschichte B 5/2002, 14–19.
- SCHÖNFELD, HELMUT / RUTH PAPE (1981): Sprachliche Existenzformen. In: Akademie der Wissenschaften der DDR (Hg.): Kommunikation und Sprachvariation. Berlin: Akademie-Verlag, 130–214.
- TERTILT, HERMANN (1996): Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- TRUDGILL, PETER (1992): Introducing Language and Society. London: Penguin.
- WIESE, HEIKE / ULRIKE FREYWALD / SÖREN SCHALOWSKI / KATHARINA MAYR (2012): Das Kiezdeutsch-Korpus. Spontansprachliche Daten Jugendlicher aus urbanen Wohngebieten. In: Deutsche Sprache 02/12, 97–123.

Münster

NILS BAHLO

WOLFGANG WILDGEN: Die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts. Versuch einer Bilanz. Berlin/New York: De Gruyter 2010. x, 221 S. € 69,95

WOLFGANG WILDGENS Geschichte der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts beginnt mit einem knappen Rückblick auf die Vorgeschichte im 19. Jahrhundert und setzt dann wie so viele Darstellungen zum 20. Jahrhundert mit FERDINAND DE SAUSSURE ein. Die folgenden Kapitel gliedern den Stoff „insgesamt historisch und geographisch (nach kulturell-wissenschaftlichen Zentren)“ (S. 74). Auf die europäischen Entwicklungen gehen Abschnitte zum Prager und zum Kopenhagener Strukturalismus sowie ein Kapitel zur Valenzgrammatik TESNIÈRES ein. Ein weiterer Block

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)  
© Franz Steiner Verlag Stuttgart

betrachtet dann die US-amerikanischen Entwicklungen: SAPIR und die amerikanische Ethnolinguistik, BLOOMFIELD und den amerikanischen Strukturalismus, gefolgt von einem Kapitel zu HARRIS und CHOMSKY. In einem kurzen Abschnitt zur Soziolinguistik, der mit LABOV und BERNSTEIN sowohl amerikanische als auch europäische Ansätze beleuchtet, stellt ein eigenes Kapitel zu den „semiotisch-funktionalen Schulen“ von GREIMAS und HALLIDAY wieder ausdrücklich europäische Entwicklungen heraus. Die beiden letzten Kapitel behandeln die neueren internationalen Ansätze und Themenkreise: „Kognitiv motivierte Modelle der Sprache und Grammatik“ sowie „Neuro-linguistik, Biolinguistik, Protosprache und Selbstorganisation“. Die besonderen Entwicklungen in Deutschland werden in kurzen Exkursen zu den Brüdern GRIMM, zu K. F. BECKER, WEISGERBER, GLINZ und zur „Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik“ beleuchtet, die einigen der oben genannten Abschnitten zugeordnet werden.

Textlinguistik, Spracherwerbsforschung, Sprechakttheorie und Pragmatik werden dezidiert aus der Betrachtung ausgeschlossen, denn letztere verdanken „ihre Entstehung anderen Disziplinen und [seien] deshalb im Rahmen der Geschichte dieser Disziplinen besser zu verorten“ (S. 4). Das Argument wird kaum überzeugen in einem Buch, das zum Beispiel der kognitiven Linguistik breiten Raum widmet. Für den Ausschluss nahezu aller auf den Sprachgebrauch zielenden Forschungsrichtungen ist vielmehr verantwortlich, dass der Autor den „Kern des Fachs“ in die „Grammatikschreibung“ (S. 180), insbesondere in die Modellierung der Syntax verlegt. Wie wenig diese Fokussierung der sprachwissenschaftlichen Forschungslandschaft im 20. Jahrhundert entspricht, ist schlaglichtartig daran zu zeigen, dass das größte staatliche Fördervolumen in Deutschland bis zum Zweiten Weltkrieg auf die Dialektologie und Lexikografie verwendet wurde und das mit Abstand höchstdotierte sprachwissenschaftliche Einzelprojekt der Nachkriegsjahrzehnte bis 1970 EBERHARD ZWIRNERS „Deutsches Spracharchiv“ war, das areale sprachliche Ausgleichsprozesse empirisch erfassen wollte. Mit der Begrenzung der Sprachwissenschaft auf Grammatikschreibung ist auch die These verbunden, dass die deutsche (und europäische) Sprachwissenschaft bis in die 1960er-Jahre innovationsresistent gewesen sei (S. 63 Fußnote, S. 84), während de facto schon die Fachdiskussionen der ersten Hälfte des Jahrhunderts von radikalen Absetzbewegungen vom junggrammatischen Paradigma gekennzeichnet waren. WILDGENS Buch reiht sich mit seiner Horizontverengung unter die historischen Selbsterzählungen der Generation von Sprachwissenschaftlern ein, die in den 1960er-Jahren ihre Arbeit aufgenommen hat. Selbstverständlich ist eine Fokussierung auf eine Entwicklung der Grammatikmodelle völlig legitim und kann auch historiografisch fruchtbar sein, sie sollte aber nicht den vollmundigen Anspruch vertreten, „die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts“ zu bilanzieren.

Obwohl der Autor sich einleitend gegen eine Vorläuferhistoriografie ausspricht (S. 2), werden im Buch beständig Vordenker, Vorreiter und Vorläufer späterer Entwicklungen benannt. Es werden dabei aber in der Tat weniger Entwicklungslinien oder Einflussbeziehungen detailliert nachgezeichnet, als vielmehr über Zeitsprünge und die Grenzen methodischer Ansätze hinweg Argumentationstopoi typisierend verglichen und auf ihre Zukunftsfähigkeit befragt. Bei der Darstellung des frühen 20. Jahrhunderts führt diese „vergleichende Methoden-Analyse“ (S. 145) mitunter dazu, dass die komplexe linguistische Argumentation auf wenige isolierte „Grundmotive“ (etwa S. 13) heruntergebrochen wird, die einer „noch aktuelle[n] Problemgeschichte des Fachs“ (S. 5) zugeordnet werden. Bei der Lektüre der Passagen zum frühen Strukturalismus gewinnt man daher den Eindruck, sich immer noch in der Vorgeschichte des 20. Jahrhunderts zu bewegen. Die neueren Ansätze des 20. Jahrhunderts stellt WILDGEN dann aber meist anhand gut ausgewählter Quellentexte dar, deren Argumentationsgang er im Zusammenhang kommentierend und resümierend folgt, um auch hier „einige Grundtendenzen, die auch die weitere Entwicklung bestimmt haben“ (S. 106), herauszuarbeiten. Dabei bleibt die Darstellung im Wesentlichen auf die immanente Forschungslogik konzentriert, die gelegentlichen Verweise auf biografische, wissenschaftssoziologische, sogar „wissenschaftspsychologische“ (S. 147), wirtschaftliche und zeitgeschichtliche Faktoren, die manche fachlichen Entwicklungsgänge erklären sollen, bleiben rudimentär und unsystematisch. Das große Verdienst dieser Bilanz der Grammatikschreibung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist, dass sie die bislang historiografisch eher vernach-

lässigten linguistischen Strömungen neben, nach und gegen CHOMSKY stark herausstellt und auf ihre problemgeschichtlichen Zusammenhänge und Differenzen abklopft.

Berlin

KLAAS-HINRICH EHLERS

SONJA ZEMAN: Tempus und „Mündlichkeit“ im Mittelhochdeutschen. Zur Interdependenz grammatischer Perspektivensetzung und „Historischer Mündlichkeit“ im mittelhochdeutschen Tempussystem. Berlin/New York: De Gruyter 2010. 366 S. (Studia Linguistica Germanica. 102). € 89,95

Die Tempusforschung hat eine reiche Tradition, nicht nur in der Germanistik. Sie wird national wie international kontinuierlich und aus verschiedenen Perspektiven (unter anderen morphosyntaktisch, semantisch, typologisch, historisch, dialektologisch) betrieben und zum Gegenstand theoretischer Erörterung und empirischer Untersuchungen gemacht. Die Fülle an vorhandener Forschungsliteratur spiegelt dabei vor allem die noch zu lösenden Rätsel wider, die sich häufig um den Aspekt-Tempus-Modus-Komplex und damit zusammenhängende Grammatikalisierungsprozesse drehen.

Die vorliegende Monografie schließt an die bisherige Forschung an und leistet einen weiteren, wichtigen Beitrag zur Erforschung des deutschen Tempussystems, indem sie das mittelhochdeutsche Tempussystem in einer Korpusanalyse mit besonderer Berücksichtigung des Faktors „Mündlichkeit“ in den Fokus nimmt. Das Tempussystem des Deutschen entwickelte sich von einem Aspekt-Tempus-System im Germanischen mit nur zwei Tempusformen (Präsens und Präteritum) zu einem ausdifferenzierten Tempussystem im Frühneuhochdeutschen, das im Neuhochdeutschen – besonders in den Dialekten – weiteren Veränderungsprozessen unterlag und noch unterliegt (siehe im Besonderen den sogenannten „oberdeutschen Präteritumschwund“). Im Mittelhochdeutschen befindet sich das System bereits im Umbau: die neuen periphrastischen Verbformen (Perfekt und Plusquamperfekt) werden sukzessive in das bisherige Zwei-Tempus-System integriert.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es,

auf der Basis einer empirischen Untersuchung der Tempusdistribution sowie der funktional-semantischen Merkmale der Tempora eine systeminhärente Beschreibung des mittelhochdeutschen Tempussystems zu erarbeiten, wobei insbesondere die Frage nach einer möglichen Abhängigkeitsbeziehung zum Konzept „Historische Mündlichkeit“ zu überprüfen ist. (S. 10, Kap. 1 „Einleitung“)

So steht die Frequenz- und Distributionsanalyse der finiten Verbformen des Versepos „Herzog Ernst“ (ca. 1200) im Zentrum der Arbeit (Kapitel 6 „Die Tempusverteilung im Mittelhochdeutschen“, Kapitel 7 „Das prototypische Tempussystem im *Herzog Ernst*“ und Kapitel 8 „Nicht prototypische Tempusverwendungen im *Herzog Ernst*“), der eine theoretische Erörterung des Konzepts „Historische Mündlichkeit“ (Kapitel 2) sowie ein Forschungsbericht zum „mittelhochdeutschen Tempussystem“ (Kapitel 3 sowie Kapitel 4 „Der Schnittpunkt von Tempus und Mündlichkeit“) und die Darstellung der „Methodik“ (Kapitel 5) vorausgehen. Die Arbeit endet mit einer „Einführung der Perspektiven“ und dem abschließenden Kapitel „Zusammenfassung und Ausblick“. Es folgen noch Literaturverzeichnis sowie Namen- und Sachwortregister.

Als Ergebnis der Arbeit stellt ZEMAN eine Grundopposition fest: Präsens und Präteritum sind die Haupttempora des Mittelhochdeutschen und liegen in komplementärer textueller Verteilung vor. Perfekt und Plusquamperfekt sind dagegen nur schwach vertreten und fügen sich in die Verteilung ein.

Präsens und Perfekt finden vorrangig und in ihrer prototypischen Verwendung in der sogenannten „sprecherbezogenen“ Rede (Passagen direkter Rede, Rahmenhandlung und textinterne Erzähler-Kommentare aus der *ego*-Perspektive; vgl. S. 87–88), also in deiktischen Diskursmus-

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

tern, Anwendung.<sup>1</sup> Präteritum und Plusquamperfekt werden dagegen prototypisch in der „nicht-sprecherbezogenen“ Rede angewendet – also in anaphorischen Diskursmustern.<sup>2</sup>

Als Grund für diese komplementäre Distribution gibt ZEMAN die unterschiedliche Perspektivensetzung durch die Wahl der Tempora an: Bei der „sprecherbezogenen“ Rede ist ein Zusammenfall der Referenzzeit mit dem origo-deiktischen Standort des Sprechers möglich, der Textmodus ist non-narrativ, bei „nicht-sprecherbezogener“ Rede ist kein Zusammenfall möglich, der Textmodus ist narrativ.

Auch bei der nicht-prototypischen Verwendung behalten die Tempora die gleichen Funktionen, die sie in ihrer jeweiligen prototypischen Kontextumgebung haben. Hier zeigt ZEMAN, dass im Mittelhochdeutschen noch keine Austauschbarkeit von Präteritum und Perfekt vorliegt: Präteritum behauptet sich auch in nicht-prototypischer Kontextumgebung als Form für die Bezeichnung „sequentieller, einzelner Handlungsfolgen und Hintergrundbeschreibungen in einer definiten Vergangenheitsumgebung“ (S. 289). In diesen Funktionsbereich der Beschreibung von definiter Vergangenheit dringt das Perfekt nur „äußerst selten“ (S. 274) vor. Ein Einbruch des Perfekts in die Domäne des Präteritums als Vergangenheitstempus ist noch nicht erfolgt, „eine beginnende Fokusverschiebung zur Bezeichnung der Vorzeitigkeit“ (S. 219) zeichnet sich jedoch bereits ab. Nach der Darstellung der Ergebnisse und der Erörterung der prototypischen und nicht-prototypischen Verwendungen der Tempora wird in einer „Engführung der Perspektiven“ konstatiert, dass „eine direkte Interdependenz der mittelhochdeutschen Tempusverteilung weder zu unterschiedlichen Themenkomplexen, noch zu unterschiedlichen Textsorten offen gelegt werden kann“ (S. 306). Ausschlaggebend für die Tempuswahl ist das jeweilige Diskursmuster und die damit verbundene Perspektivensetzung.

ZEMANS Schrift ist informativ, detailliert, gewissenhaft erarbeitet, umfangreich und in ihrer Logik nachvollziehbar. Ihre Darstellung leistet eine nahezu lückenlose Aufbereitung der umfangreichen Forschung. Dabei führt das löbliche Vorgehen, auf alle Argumentationsstränge der zahlreichen Forschungsliteratur einzugehen und diese aufzugreifen zu einer eng vernetzten Diskussion der Forschungsdiskurse sowie dazu, viele Anknüpfungspunkte zu identifizieren. Jedoch wird die Lektüre für den Leser streckenweise mühselig. Zum Teil erschwert auch die sehr explizite, alle Argumentationsfäden immer wieder aufnehmende und zusammenfassende Darstellung den Zugang.

Sehr erfreulich ist der empirische Ansatz. Anhand einer umfassenden Korpusanalyse (und nicht nur anhand vereinzelter Beispiele) wird Evidenz für theoretische Annahmen geschaffen. So besteht ein großer Vorteil der vorliegenden Studie auch darin, dass die detaillierte, nachvollziehbare Auflistung der Daten<sup>3</sup> den Vergleich mit anderen und künftigen Forschungsergebnissen ermöglicht (etwa LINDGREN 1957; JÖRG 1976; DENTLER 1997). Die umfangreiche Analyse machte auch die Beschränkung auf nur einen Text notwendig. Zweifelsfrei wird die Analyse der 4.299 Belege aus dem „Herzog Ernst“ den Rahmen dessen, was innerhalb einer Dissertation geleistet werden kann, mehr als nur ausgefüllt haben. Doch führt die Korpuswahl notwendigerweise auch dazu, dass hier nicht das Tempussystem einer historischen Sprachstufe, sondern das eines einzigen Textes, des Versepos „Herzog Ernst“, dargestellt wird (mit Ausnahme der Hinzuziehung von sechs Vergleichstexten in der Diskussion um die Bedeutung des Textsortenfaktors [„erweitertes Korpus“ in Kapitel 9.2, S. 298–306]).

Damit bleibt vor allem die Frage nach der diatopischen Variation unbeantwortet. Dies kündigt sich bereits im Theorieteil an: Fragwürdig ist hier die Einschätzung, dass „es aus methodischer Sicht erforderlich [sei], eine Beeinflussung der unterschiedlichen ‚intervenierenden‘ Faktoren (i. e. Regionalität, Soziolekt, Textsorte etc.) möglichst auszuschließen“ (S. 83). ZEMAN bemüht

<sup>1</sup> Präsens wird zu 98 % und Perfekt zu 96 % (*hân*) bzw. 100 % (*sîn*) in „sprecherbezogener“ Rede verwendet; vgl. S. 116.

<sup>2</sup> Präteritum wird zu 95 % und Plusquamperfekt zu 94 % (*hân*) bzw. 97 % (*sîn*) in „nicht-sprecherbezogener“ Rede verwendet; vgl. S. 116.

<sup>3</sup> So werden die Daten auch nach Kriterien wie Modus, Auxilierung, Verbklassen, grammatische Person etc. aufgeschlüsselt dargestellt; s. S. 112–119.

sich in ihrer Arbeit stets um theoretisch saubere Konzepte und daraus ableitbare methodische Ansätze. Komplexe, vermeintlich störende Faktoren werden ausgeblendet, da sie untereinander zu verwoben und methodisch schwer fassbar seien (vgl. S. 27–29). Zwangsläufig führt diese Bestrebung zu einer Vereinfachung des komplexen Forschungsgegenstandes und verengt auch unweigerlich die darin enthaltenen Erkenntnismöglichkeiten. So bleiben dringende Fragen nach der Entwicklung der beiden großen deutschen Tempussysteme (oberdeutsche versus niederdeutsche Mundarten) im Kontrast zur Entwicklung in der Standardsprache, also der Frage nach den unterschiedlichen Tempus-Grammatikalisierungspfaden beziehungsweise dem Verlauf der Grammatikalisierungsprozesse, die die Varietäten des Deutschen eingeschlagen haben, der weiteren Forschung vorbehalten. ZEMAN nimmt sich dieses Themas nicht an, auch wenn ihre Ergebnisse durch den systematischen Einbezug des Faktors „anaphorisches vs. deiktisches Diskursmuster“ in der Diskussion um die Ursachen und den Verlauf des Präteritumschwundes (vgl. die Zusammenfassung bei NÜBLING et al. 2006, 245–250 und SZCZEPANIAK 2009, 129–139) neue Erkenntnisse und Ansätze liefern werden.

Die gewählte, homogenisierende Untersuchungsmethodik prägt auch die Perspektive auf den linguistischen Gegenstand: ZEMAN untersucht und beschreibt das mittelhochdeutsche Tempussystem per definitionem als statisches System und blendet die diachrone Perspektive zum Teil völlig aus:

Als „Tempussystem“ war bereits ein geschlossenes Set grammatischer Formen definiert worden, das der Kategorie „Tempus“ zugeordnet werden kann und dessen Struktur durch die bestehenden Abhängigkeiten und Oppositionen der Formen zueinander bestimmt wird. (S. 91)

Diese synchrone Betrachtungsweise verleitet dann leicht zu einer zu systemischen Modellierung, die letztlich nicht mehr gegenstandsadäquat ist: So stellt ZEMAN fest, dass das Präteritum „als prototypisches NR-Tempus [NR = ‚nicht-sprecherbezogene Rede‘] ebenfalls in der ‚sprecherbezogenen‘ Rede Verwendung findet und damit in dieser Kontextumgebung zum Perfekt in Konkurrenz tritt“ (S. 291). Sprachhistorisch ist jedoch der umgekehrte Fall Tatsache: Das Perfekt dringt in die Bedeutungsdomäne des Präteritums vor und entwickelt sich von einem ursprünglich aspektuellen Ausdruck zur Tempusform und gerät somit in Konkurrenz zum Präteritum (vgl. DENTLER 1997).

Nichtsdestoweniger stellt ZEMANS Arbeit eine willkommene, empfehlenswerte und erkenntnisreiche Ergänzung dar, die viele Ansatzpunkte für die weitere Forschung liefern wird.

#### LITERATUR

- DENTLER, SIGRID (1997): Zur Perfekterneuerung im Mittelhochdeutschen: die Erweiterung des zeitreferentiellen Funktionsbereichs von Perfektfügungen. Göteborg: Acta Univ. Gothoburgensis.
- JÖRG, RUTH (1976): Untersuchungen zum Schwund des Präteritums im Schweizerdeutschen. Tübingen: Francke.
- LINDGREN, KAJ (1957): Über den oberdeutschen Präteritumschwund. Helsinki: Suomalaisen Tiedakatemia Toimituksia.
- NÜBLING, DAMARIS / ANTJE DAMMEL / JANET DUKE / RENATA SZCZEPANIAK (2006): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen: Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. Tübingen: Narr.
- SZCZEPANIAK, RENATA (2009): Grammatikalisierung im Deutschen: Eine Einführung. Tübingen: Narr.

Marburg/Lahn

HANNA FISCHER



ARNE ZIEGLER / ERIKA WINDBERGER-HEIDENKUMMER (Hg.): Methoden der Namenforschung. Methodologie, Methodik und Praxis. Berlin: Akademie Verlag 2011. 254 S. € 89,80

Der vorliegende Sammelband bietet eine Auswahl aus den Vorträgen, die auf der 6. Tagung des Arbeitskreises für bayerisch-österreichische Namenforschung (ABÖN) am Institut für Germanistik der Karl-Franzens-Universität Graz (12.–15. Mai 2010: Methoden der Namenforschung) gehalten wurden. Zusätzlich wurden zwei externe Beiträge aufgenommen.

Der Beitrag von ERIKA WINDBERGER-HEIDENKUMMER und ARNE ZIEGLER „Methoden der Namenforschung – Wieso, weshalb, warum?“ (S. 11–18) führt in die Thematik der Tagung ein und reflektiert Methodologie und Methodik der Onomastik. Wie viele andere wissenschaftliche Disziplinen lebt die Namenkunde vom Methodenpluralismus. Methodologisch bedeutsam ist das Grundprinzip, „dass die Wahl der Methoden stets den konkreten Fragestellungen und Untersuchungszielen, die sich ihrerseits aus den theoretischen Vorannahmen ergeben, folgt und somit nicht per se adäquat sein kann“ (S. 12). Auf der Tagung sollten unter anderem folgende komplexe Schwerpunkte methodischer Reflexion sein: Erhebungstechniken von geschriebenen und gesprochenen Namen; Korpuslinguistik und Onomastik; Nutzung von geografischen Informationssystemen und von Internetquellen; Darstellungstechniken (Namenbücher, Namenlexika, Namenatlanten); aber auch methodische Orientierung an benachbarten linguistischen Teildisziplinen wie Historiolinguistik, Soziolinguistik, Varietätenlinguistik.

Die übrigen 15 Aufsätze sind Kapiteln zugeordnet, welche die Überschriften „Methodologie & Reflexionen“ (S. 19), „Methodik & Diskussionen“ (S. 115) und „Praxis & Analysen“ (S. 181) haben.

Das Kapitel „Methodologie & Reflexionen“ beginnt mit FRIEDHELM DEBUS' Ausführungen „Hat die Realprobe bei jeglicher Namendeutung das letzte Wort?“ (S. 21–27). Der Autor verweist auf ADOLF BACHS berühmtes Diktum: „Bei jeglicher Namendeutung hat *die Realprobe das letzte Wort*. ‚Der Beweis aus der Sache schlägt den aus der sprachlichen Form‘“ (BACH 1953, 248). BACH nimmt hierbei vor allem auf die Deutung von Flurnamen (auch Ortsnamen) Bezug. DEBUS diskutiert mehrere Fälle, die BACHS Ansicht bestätigen.

Der stark theoretisch orientierte Beitrag von ERIKA WINDBERGER-HEIDENKUMMER „Onymische Monovalenz und Klassenbildung“ (S. 29–46) reflektiert die Monoreferentialität der Namen (onymische Monovalenz) und weist auf das Problem hin, dass 1 : 1 Relationen (singuläre Eigennamen) bei Orts- und geografischen Namen möglich sind, bei Personennamen hingegen fast nie anzutreffen sind. Eine Frage wie „Welchen Peter meinst du jetzt?“ zeigt, dass es in einer Kommunikationsgemeinschaft mehrere männliche Personen geben kann, auf die mit dem onymischen Sprachzeichen *Peter* referiert wird. Bei Ortsnamen lassen sich Disambiguierungsstrategien fassen, welche die onymische Funktion, also das eineindeutige Identifizieren, sichern. Die monovalente Referenzleistung des Namens *St. Margarethen* wird durch onymische Nominalphrasen hergestellt: *St. Margarethen an der Raab* (zur Unterscheidung von weiteren *St. Margarethen*-Orten mit anderen Zusätzen). Die Autorin diskutiert auf hohem theoretischen Niveau dyadische und triadische Zeichenmodelle für die Appellativlexik (ARISTOTELES, CARNAP, Schule von Port Royal, SAUSSURE, BÜHLER, OGDEN / RICHARDS usw.) und zeigt die Problematik dyadischer Modelle für onymische Sprachzeichen auf.

CRISTIAN KOLLMANN'S Beitrag hat den Titel „Methodische Fragen und Überlegungen zur Typologisierung der Familiennamen am Beispiel des Luxemburgischen Familiennamenatlases“ (S. 47–62). Datengrundlage soll sowohl historisches Material sein (etwa die Volkszählung aus dem Jahre 1880) als auch rezente Daten, wie sie etwa in digitalen Festnetz-Telefonanschluss-Verzeichnissen vorliegen. Für den Atlas sollen die fünf Quellen, aus denen sich die Familiennamen speisen (nach Rufnamen, nach der Herkunft, nach dem Wohnsitz, nach Beruf und Stand, nach Übernamen), weiter feinspezifiziert werden. Einen Überblick auf das Typologisierungsmuster luxemburgischer Familiennamen bietet Abbildung 1 (S. 54).

Die Aufsätze von HARALD BICHLMEIER (S. 63–87), PETER ERNST (S. 89–99) und GIORGIO MARRAPODI (S. 101–114) betreffen Gewässernamen, die Grammatik geografischer Namen sowie die Rolle von Volkskunde und Aberglaube bei der Deutung von Flurnamen.

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXIX. Jahrgang, Heft 2 (2012)

© Franz Steiner Verlag Stuttgart

Aus dem Komplex „Methodik & Diskussionen“ seien nur zwei Beiträge knapp angesprochen. ALBRECHT GREULE zeigt die „Arbeits- und Darstellungstechniken des *Deutschen Gewässernamenbuchs*“ (S. 117–126) auf. Hier wird ein alphabetisch nach Gewässernamen aufgebautes Nachschlagewerk (für das deutsche Sprachgebiet) erarbeitet, das in den Namenartikeln, geprägt vom „Diktat der Kürze“ (S. 121), historisches Belegmaterial und Namendeutungen anbietet. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf das bereits erschienene Ortsnamenbuch von NIEMEYER (2012).

GERHARD RAMPLS Beitrag lautet „Belegverortung mit GIS. Methodische Aspekte und Anwendungsmöglichkeiten“ (S. 143–154). Hier geht es darum, wie mit Hilfe geografischer Informationssysteme (GIS) die Lage historischer und rezenter Flurnamen parzellengenau visualisiert werden kann. In Österreich liegen die Grundbuchdaten beim Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen digital und georeferenziert vor. Der Autor zeigt, wie die Namenbelege mit den jeweiligen Parzellennummern verknüpft und exakte elektronische Verbreitungskarten von Flurnamen generiert werden können.

Der letzte Abschnitt „Praxis & Analysen“ enthält unter anderem die Ausführungen von SABINA BUCHNER und MARTINA WINNER, „Digitales Ortsnamenbuch (DONBO) – Neue Perspektiven der Namenforschung“ (S. 183–198). Auch hier wird darstellungstechnisch Neuland betreten. Im Rahmen eines von der DFG geförderten Vorhabens (Universität Regensburg) sollen die Ortsnamen aller selbstständigen Gemeinden mit mehr als 3.000 Einwohnern in Niederbayern und der Oberpfalz (Abb. 1, S. 184) bearbeitet werden. Die Namenartikel können am Bildschirm als Kurz- oder Langversion geöffnet werden. Die Kurzversion richtet sich an Laien und bietet einige historische Belege, die mundartliche Aussprache als Audio-Datei und eine knappe Namendeutung. Die Langversion richtet sich an Fachleute und ist in ihrer Dokumentation sehr viel umfangreicher. Zu den Belegen wird ein Kommentar geliefert. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis zum jeweiligen Namen kann eingesehen werden. Grafik und Design der Bildschirmpräsentation waren zum Zeitpunkt der Drucklegung des Sammelbandes noch nicht erstellt (S. 190), sodass auch keine entsprechende Abbildung im Text eingebaut werden konnte.

Der Aufsatz von RÜDIGER KAUFMANN und LORELIES ORTNER hat die Flurnamen der Tiroler Hochgebirgssorte Obergurgl und Vent zum Thema (S. 199–224). YVONNE KATHREIN stellt Familiennamen aus dem Raum Schwaz (östlich von Innsbruck) vor, welche auf den ehemaligen Bergbau verweisen (S. 225–244). ROSA KOHLHEIM diskutiert in ihrem Beitrag „*Hammer, Stahl und Mehlhose. Berufsnamen oder Übernamen?*“ (S. 245–254) die oft schwierige Unterscheidung der beiden Kategorien.

Die methodische und inhaltliche Vielfalt namenkundlicher Forschung, die sich in den Beiträgen der hier zu besprechenden Publikation zeigt, konnte vom Rezensenten nur an der Oberfläche angesprochen werden. Mögen alle Ideen, Vorhaben und Großprojekte, die hier aufgezeigt und vorgestellt wurden, mit Erfolg realisiert und auf traditionelle Art publiziert oder elektronisch zugänglich gemacht werden.

Hinzuweisen ist zudem auf zwei neue Einführungswerke zur Namenkunde, die in dem besprochenen Band noch nicht berücksichtigt werden konnten: DEBUS (2012) sowie NÜBLING / FAHLBUSCH / HEUSER (2012).

## LITERATUR

- BACH, ADOLF (1953): *Deutsche Namenkunde*. Bd. II, 1: Die deutschen Ortsnamen. Heidelberg: Carl Winter.
- DEBUS, FRIEDHELM (2012): *Namenkunde und Namengeschichte*. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik. 51).
- NIEMEYER, MANFRED (Hg.) (2012): *Deutsches Ortsnamenbuch*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- NÜBLING, DAMARIS / FABIAN FAHLBUSCH / RITA HEUSER (2012): *Namen. Eine Einführung in die Onomastik*. Tübingen: Narr Francke Attempto (Narr Studienbücher).

Mainz

RUDOLF STEFFENS